



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 2 February 15, 1967**

Köln: Bund-Verlag, February 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# aufwärts

# 2

Köln, 15. Februar 1967 . 20. Jahrgang . Preis 50 Pfennig

Zuhörer beim Beat-Festival in Recklinghausen Foto: Klaus Rose





## Jugendkiosk

**An der „Bunten Bude“ ist alles zu haben: vom Veranstaltungstip bis zur Schülerzeitung**

Das Wort „Denk' ich an Frankfurt, sehe ich Gammeler“ – mag nicht ganz unberechtigt sein. Es steht aber auf der Kehrseite der Jugendmedaille der Mainmetropole. Auf der Vorderseite prangt der erste deutsche Jugendkiosk. Noch ist er ohne Nachfolger in der Bundesrepublik, doch dürfte er bald Schule machen. Vielleicht erobert er schon in den nächsten Monaten zahlreiche Großstädte zwischen Nord- und Bodensee. In Frankfurt jedenfalls hat dieses „Baby der Jugendpflege“ die Herzen im Sturm gewonnen. Es kam, wurde gesehen und siegte.

„Schon lange war es unseren Jugendlichen ein Dorn im Auge, daß sie von Pontius zu Pilatus laufen mußten, wenn sie sich für besondere Veranstaltungen oder Eintrittskarten interessierten“, berichtete jetzt einer der Väter des Jugendkiosks. Es gibt in Frankfurt immerhin mehr als zwanzig Jugendhäuser und Jugendklubs, die ein umfangreiches Programm zu bieten haben. Daneben zählen natürlich viele andere Institutionen wie die Jugendmusikschule und Volkshochschule, die politisch-literarischen Kabarettis und die Theater gern Jugendliche zu ihren Besuchern.

Wer bietet wann, wo, was und zu welchem Preis? Das war die Frage. Da brüteten einige junge Köpfe die Idee einer „bunten Bude im Herzen der Stadt“ aus. Die Behörden bemühen, öffentliche Zuschüsse

beantragen? Ach was, Selbsthilfe ist die schnellste Hilfe. Mit Spenden wurde im vergangenen Monat ein Kiosk-Wohnwagen gekauft. Begeistert stürzten sich Jungen und Mädchen, Schüler und Studenten auf ihren rollenden „Taubenschlag“. Sie bekleisterten seine Wände über und über mit Plakaten, Prospekten und handgeschriebenen Ankündigungen. Zünftig aussehen soll er, und auffallen muß er. „Also druff!“ Diese Rechnung war richtig: die „Bunte Bude“ kam auf einen ebenso attraktiven Platz in der City und schlug ein „wie eine Bombe“. Seitdem ist alles, was in Frankfurt für die Jugend geboten wird, an diesem Kiosk zu erfahren. Wer als Jugendlicher Vergünstigungen bei Veranstaltungen verschiedenster Art einheimsen will, geht zum Jugendkiosk. Selbstverständlich gibt es hier auch Jugendzeitschriften und alle Schülerzeitungen, die in der Stadt erscheinen. Und hinter dem offenen Fenster des bunten Wohnwagens stehen beileibe keine Beamten: Die im Stadtjugendring vereinigten Jugendverbände stellen die ehrenamtlich tätigen „Kioskherren und -damen“. Als „Erstausrüstung“ hatte jeder Verband auch ein ansehnliches Paket Informationsmaterial über sein Wollen und Wirken beige-steuert. Diese Aufklärungs- und Werbeschriften gehen hier weg „wie warme Semmeln“. Übrigens liegt der Frankfurter Jugendkiosk an der Kette. Ja, an einer richtigen, an einem Bodengitter befestigten Kette. Schließlich soll er nicht – etwa von Gammelern – vom Herzplatz der Stadt gerollt werden.

**H. Schröter**

# Aufruf zur Betriebsjugendvertreterwahl 1967

Alle jugendlichen Arbeitnehmer in Betrieben und Verwaltungen, die nicht älter als 18 Jahre sind, wählen in diesem Jahr ihre Jugendvertretung, wenn in ihrem Unternehmen mehr als 5 jugendliche Arbeitnehmer beschäftigt werden. Die Vorbereitungen zu diesen Neuwahlen sind Schwerpunktarbeit der Gewerkschaftsjugend im Frühjahr 1967. Diese Wahlen müssen nach den Vorschriften des Betriebsverfassungsgesetzes durchgeführt werden.

Die Betriebsjugendvertreterwahlen sind für die jugendlichen Arbeitnehmer wichtig, weil eine Interessenvertretung der Jugendlichen in den Betrieben nur dort gewährleistet ist, wo eine Jugendvertretung besteht. Nur die Jugendvertretung gibt den jugendlichen Arbeitnehmern in Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat eine echte Chance, ihre Interessen hinreichend durchzusetzen und ihre Rechte zu sichern. Daß die Arbeit der Jugendvertretung eine wichtige Möglichkeit ist, sich praktischen, demokratischen Aufgaben zu widmen, wird leider nur allzuoft nicht erkannt.

Die Betriebsräte und gewerkschaftlichen Vertrauensleute sind aufgerufen, alles zu tun, um den Jugendlichen bei Vorbereitung und Durchführung der Betriebsjugendvertreterwahl zu helfen. Der DGB, die Gewerkschaften und Industriegewerkschaften werden sie, wie in der Vergangenheit, mit einer Anzahl von Maßnahmen unterstützen. Jeder verantwortliche Vertrauensmann und Betriebsrat und die jugendlichen Gewerkschaftsmitglieder müssen bereit sein, dabei mitzuhelfen, diese Wahlen erfolgreich durchzuführen, denn alle sind verpflichtet, das Wahlrecht zu nutzen. Dieser Aufgabe darf sich keiner entziehen. Jugendvertreterwahlen dienen der Durchsetzung und Ausweitung demokratischer Prinzipien in Betrieb und Verwaltung. Sie sind nicht zuletzt auch ein Instrument der betrieblichen Mitbestimmung. Darum gilt für die Betriebsjugendvertreterwahlen 1967: mitwählen heißt mitbestimmen.

DEUTSCHER GEWERKSCHAFTSBUND

BUNDESVORSTAND

ABTEILUNG JUGEND

Günter Stephan

Helmut Neukirch

Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes

Bundesjugendsekretär

# Paul VI. und Vietnam

Von Walter Dirks

Das ist nicht mehr die vorsichtige Sprache der Diplomatie. Als Papst Paul VI. Ende September vorigen Jahres so sprach, da redete er den Politikern stracks in ihre Politik und in ihr Gewissen hinein, mit einem beschwörenden Anruf. Man hat es in Rom zusammengezählt: Paul VI. hat in den dreieinhalb Jahren seines Amtes dreißig Aktionen für den Frieden unternommen, unermüdlich und immer wieder. Er läßt kaum eine Gelegenheit vorübergehen, ohne in seinen Ansprachen wenigstens in ein paar Sätzen seine Angst vor dem Krieg, seinen Abscheu vor ihm und seine Sorge für den Frieden zu bekennen, und immer fällt das schlimme Wort: Vietnam.

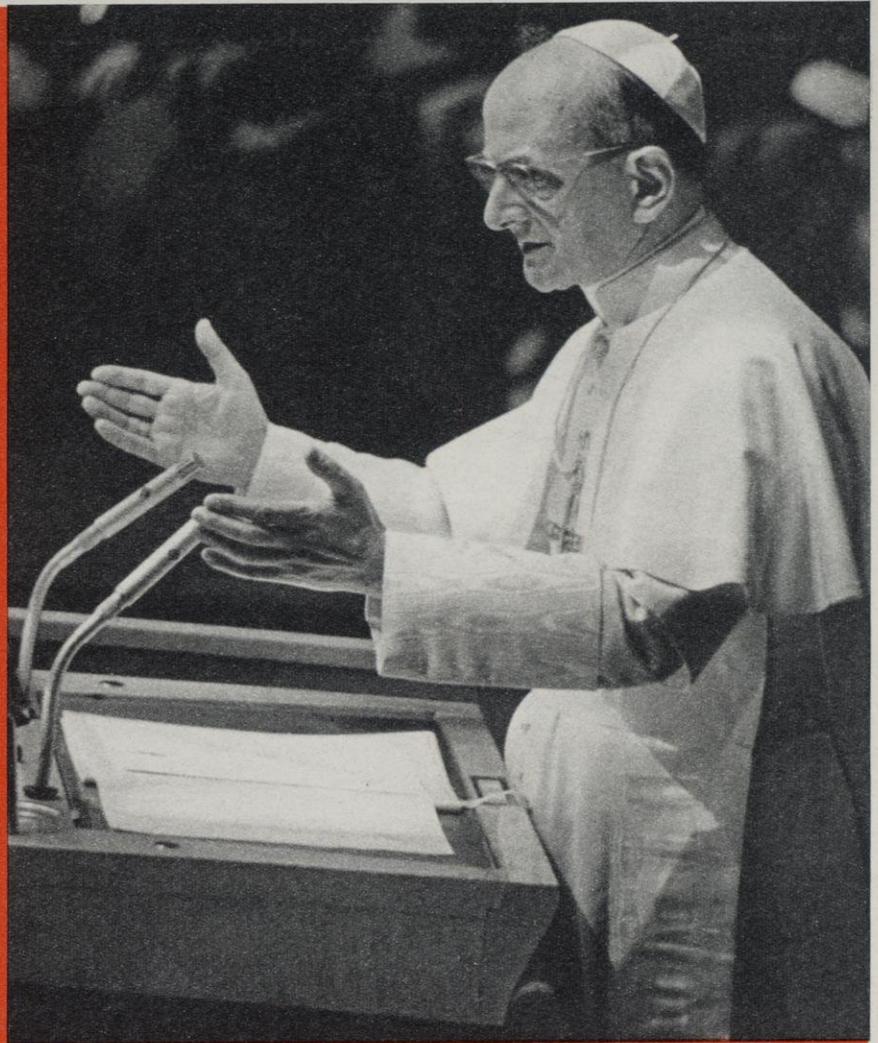
## „HALTET EIN!“

Wem sagt der Papst: „Haltet ein!“? Gewiß auch den Nordvietnamesen, den Chinesen und den Russen. Aber vor der UNO hat er es vermieden, der nichtchristlichen Mehrheit der Versammlung mit seiner geistlichen Autorität zu kommen. Wenn er sich in jenem Ausruf: „Haltet ein!“ ausdrücklich auf „den Herrn“ beruft, so muß er vor allem und zunächst an die gedacht haben, für die der Name und die Autorität Christi etwas bedeuten: an die Christen unter den Kriegführenden. Die aber sind – als Katholiken – in Saigon und – als Protestanten – in der amerikanischen Regierung zu finden.

Eine unerhörte Situation: Ein römischer Papst redet den mächtigsten Mann in der Welt an und gebietet ihm: Halte ein! Verhandle! Halte ein!

Kardinal Spellman, der nicht nur Erzbischof von New York, sondern auch der oberste katholische Militärggeistliche der amerikanischen Streitkräfte ist, hat in Saigon das genaue Gegenteil gesagt: „Der Krieg ist uns aufgezwungen worden . . . Jede andere Lösung als Sieg ist unvorstellbar.“ Das bedeutet: Halte nicht ein – fahre fort! Er sprach sehr als Amerikaner – sprach er auch als Christ? Indem der Papst solchen Gegensatz zwischen sich und seinem Kardinal riskiert, verschärft er den Einspruch, den er dem amerikanischen Präsidenten entgegenhält.

Der amerikanische Kardinal Spellman: „Jede andere Lösung als Sieg ist unvorstellbar.“  
Foto: Keystone



Papst Paul VI. bei seiner Friedensrede vor der UNO-Vollversammlung.  
Foto: dpa

Aber Spellman findet nicht nur in Rom, sondern auch in Amerika selbst Widerspruch, und zwar nicht nur bei linken Studenten. In der Forderung, die Bombenabwürfe auf Nordvietnam einzustellen, sind sich der Papst, der Generalsekretär der UNO und der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen (in dem die meisten evangelischen und orthodoxen Kirchen sowie die Anglikaner vereinigt sind) einig. Für Deutschland hat sich Bischof Scharf als Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche den Warnungen und Beschwörungen angeschlossen. Es scheint sich eine Weltfront der Religionen und nicht nur der Religionen zu bilden, die mit dem Papst dem Präsidenten zuruft: Halte ein!

Mit dem protestantischen Außenseiter Martin Niemöller ist auch der katholische Monsignore Hüßler nach Hanoi gereist, um eine karitative Hilfe für das nordvietnamesische Volk in Gang zu bringen. Niemöller spricht im Namen eines privaten Hilfskomitees, aber von kirchlicher Seite hat sich bisher niemand von ihm distanziert, und das ist schon deshalb so bemerkenswert, weil der eigenwillige Mann sonst fast immer mit Einsprüchen rechnen mußte. Hüßler dagegen kann als Generalsekretär des deutschen Caritasverbandes kaum ohne kirchenamtliches Wohlwollen den Besuch in jener Hauptstadt gewagt haben, die für die amerikanische Politik die Hauptstadt des Feindes sein muß. Mag es sich hier auch nicht um den Frieden handeln, sondern um Hilfe für ein leidendes Volk, so äußert sich auch in solcher Neutralität der Hilfsaktion der Geist der Kirchen. Und es ist völlig klar, daß solche Hilfe am Norden die Aussichten des Friedens verbessert, eines Friedens, der freilich nicht der Sieg-Friede des Kardinals sein kann.

## NUR DIE KIRCHEN?

Die Regierung Hitlers, die immerhin eine deutsche Regierung gewesen ist, hat vor einem Vierteljahrhundert durch ihre rücksichtslose Politik das politische Erdbeben ausgelöst, das heute die Welt erschüttert. Wir müssen also zögern, den amerikanischen Befreiern und Freunden Belehrungen zu erteilen. Aber langsam wird die Frage akut, ob wir es den Kirchen allein überlassen dürfen, für das deutsche Volk zu sprechen.



## ...und dann kam der Betriebsrat zu Peter

Die Geschichte liegt jetzt schon etliche Monate zurück. Genau gesagt, es war just um die Zeit, als die Beatles aus Liverpool, die echten also, ganz hoch im Kurs standen und von den Musikfans der ganzen Welt, von jung und alt, stürmisch gefeiert wurden. Man erinnert sich, daß keine Hitparade denkbar gewesen wäre, bei der nicht eine Erfolgsnummer der Beatles mit großem Abstand an der Spitze gelegen ist. Und gerade in jenen Tagen ging die Meldung durch die Presse, daß die Beatles vorgeschlagen waren für einen hohen Orden aus der Hand der englischen Königin. Ein Vorschlag, über den sich damals die Gemüter im alten England ganz schön erhitzten, wie man weiß.

Gerade um diese Zeit also geschah es, daß Peter den Entschluß faßte, fortan eine Beatles-Frisur zu tragen. Schließlich war es ja gerade aktuell geworden, ein „Pilzkopf“ zu sein. Zunächst fiel es bei Peter nicht sonderlich auf. Mag sein, daß der eine oder der andere im stillen dachte, bei dem wäre eigentlich auch wieder mal der Friseur fällig. Mag sein, daß ihn einige Kollegen im Betrieb sogar direkt deswegen gehänselt haben. Aber das war beileibe nichts Ungewöhnliches. An dieser Stelle muß zum besseren Verständnis der ganzen Sache erwähnt werden, daß Peter, der Druckerlehrling, allgemein in der Firma recht beliebt war. Man war sich darüber einig, daß Peter ein netter, sympathischer Junge ist, aufmerksam und gewissenhaft bei der Arbeit, höflich und stets freundlich im Umgang mit allen Leuten. Hinzu kam, daß der Meister über

seine fachlichen Qualitäten nur Gutes zu sagen wußte. Und so zweifelte wohl niemand daran, daß Peter seine kurz bevorstehende Gehilfenprüfung mit Bravour bestehen würde.

Aber wie gesagt, Peter hatte einen Beschluß gefaßt, insgeheim natürlich, und ohne sein Vorhaben gleich an die große Glocke zu hängen. Dennoch – wie könnte es auch anders sein – blieb seiner Umwelt nicht länger verborgen, daß sich seine äußere Erscheinung merklich veränderte. Die Haare wurden zusehends länger und länger, und ehe man eigentlich so recht begriffen hatte, was Peter vorhatte, trug er bereits eine beachtliche Mähne auf dem Kopf. Doch damit nicht genug. Um das Bild zu vervollständigen, tauchte er eines Tages in hautenger, kleinkariert Hose auf, an der das Auffälligste ein überdimensionaler Leder-gürtel war. Annähernd von der Breite einer Handfläche, und das ganze lässig und betont tief getragen. Dazu Schuhe mit Superabsatz – kurzum, keiner konnte mehr übersehen, daß aus Peter ein waschechter Beatle geworden war.

Man kann sich leicht vorstellen, daß seine Kollegen im Betrieb diese Veränderung nicht wortlos hingenommen haben. Wo immer er sich auch sehen ließ, in der Berufsschule oder in den anderen Abteilungen, im Sportverein oder in der Jugendgruppe – die Spötter wollten kein Ende nehmen. Bald hatte er auch einen neuen Namen weg, er hieß nur noch Ringo. Besonders in der ersten

Zeit, als das ganze noch neu und ungewohnt war, mußte er so manche bissige Bemerkung einstecken. Ganz zu schweigen davon, daß die Meute nie müde wurde, neue Bezeichnungen für ihn zu finden und Witze zu reißen, über die sie dann aus voller Kehle brüllten. Erstaunlich, wie kühl und gelassen der gute Peter das alles über sich ergehen ließ. Er schmunzelte nur über seine Umwelt, gab sich ansonsten aber so überlegen, als wollte er sagen, was versteht ihr denn schon davon. Im übrigen war er so freundlich wie eh und je, und selbst der Meister konnte nichts anderes bestätigen, als daß der frischgebackene Beatle mit seinen Leistungen nach wie vor an der Spitze lag. Es war wirklich erstaunlich, mit welcher Gelassenheit Peter alle Witze und Spötteleien hinnahm. Unerschütterlich hielt er dabei fest an dem einmal gefaßten Vorsatz, und diese Hartnäckigkeit führte schließlich dazu, daß man sich eben an sein Aussehen gewöhnte. Alle wußten nun, daß er ein begeisterter Anhänger der Beatles war, und zwar so begeistert, daß er nicht nur für deren Musik, sondern gleichermaßen für deren Haartracht und Kleidung schwärmte.

Was die meisten jedoch nicht wußten, das war die Ursache, die dazu geführt hatte, daß aus Peter ein Ringo wurde. Das war so. Eines schönen Tages kamen seine Freunde, mit denen er sich regelmäßig in der Jugendgruppe seiner Gewerkschaft traf, auf die Idee, selbst Musik zu machen. Gemeint war natürlich Beat, das versteht sich von selbst. Gesagt, getan. Peter brauchte für den Vorschlag gar nicht erst

lange überredet zu werden, er war vom ersten Augenblick an Feuer und Flamme. Und die besten Voraussetzungen brachte er auch mit, denn er hatte schon früher, als er noch zur Schule ging, Klarinette gespielt. Einer von der Gruppe hatte ein Schlagzeug, ein anderer spielte Sax, und Günther und Manfred schließlich übernahmen die Gitarren. Einer von ihnen stürzte sich sogleich in größere Unkosten, indem er sich eine sündhaft teure Schlaggitarre zulegte. Außerdem legten sie zusammen und leisteten die Anzahlung für eine supermoderne Verstärkeranlage. Die sollte abbezahlt werden, sobald sie erst einmal für Geld spielten. Soweit die Pläne und Vorbereitungen, und nun konnte es also losgehen. Und wie es losging! Zuerst übten sie wohlweislich nur in tiefen Kellern oder zum Wochenende im Gartenhäuschen von Günthers Eltern, das etwas außerhalb der Stadt lag. Bekanntlich ist ja aller Anfang schwer, auch für Beatmusiker. Aber die Gruppe übte mit Eifer und Begeisterung. Und mit jeder Stunde, die sie zusammen spielten, verbesserten sie sich zusehends. Ohne große Wahl hatte Peter die Leitung der Band übernommen, vor allem wohl deshalb, weil er Noten lesen konnte und auch sein Instrument von Anfang an am besten beherrschte. Kurz und gut – ihr Fleiß und ihre Ausdauer waren nicht umsonst. Als sie selbst bemerkten, wie es aufwärtsging, als sie die ersten Beatles-Nummern schon recht anständig spielten, da konnte es nicht ausbleiben, daß sie beschlossen, auch äußerlich wie ihre großen Vorbilder auszusehen.



# Der verweigerte Orden

**N**amen tauchen aus der Erinnerung auf: Carl von Ossietzky und Boris Pasternak, die beide ihre ihnen verliehenen Nobelpreise nicht annehmen durften, weil ihre Regierungen es nicht wollten. In beiden Fällen empörte sich die gesittete Öffentlichkeit der Welt.

Wieder ist Grund zur Empörung da. Diesmal handelt es sich um den französischen Orden „Palme académique“, der vom französischen Staatspräsidenten der 76jährigen Professorin Klara Marie Faßbinder für ihre Übersetzungen von Werken des französischen Dichters Paul Claudel verliehen wurde.

Frau Faßbinder bekommt den Orden nicht, denn unser Bundespräsident, der nach dem Ordensgesetz der Bundesrepublik die Genehmigung zur Annahme des Ordens verweigern kann, hat das getan.

Das Leben von Frau Klara Faßbinder ist untadelig. Sie war weder bei der Nazi-Partei, noch ist sie Kommunistin. Sie hat des jetzigen Justizministers Gustav Heinemann „Gesamtdeutsche Volkspartei“ mitgegründet; ist Mitglied der Deutschen Friedens-Union und der deutschen Gruppe des „Internationalen Versöhnungsbundes“. Ihr ganzes langes Leben hat sie sich für die Verständigung der Völker eingesetzt, ist für eine weltweite Abrüstung eingetreten und hat auf einer Katholikentagung in Ostberlin gesagt: Jeder Deutsche, der an der Mauer erschossen werde, bedeute einen Rückschlag für die Verständigungsbemühungen in Deutschland. Darüber hinaus ist Frau Faßbinder Mitglied im Katholischen Deutschen Frauenbund, der Pax-Christi-Bewegung, gehört dem Katholischen Akademikerverband, dem Verein katholischer deutscher Lehrerinnen und noch einer Reihe anderer katholischer Vereine an.

Jahrzehntlang hat sie sich für die normalen Beziehungen zu den osteuropäischen Staaten eingesetzt, die jetzt zur offiziellen Politik der Bundesrepublik gehören.

Eine Begründung für die Verweigerung wurde Frau Faßbinder vom Bundespräsidialamt nicht gegeben. Man kann also nur annehmen, daß dort die politische Einstellung von Frau Faßbinder nicht genehm ist, denn über die Güte der Übersetzungen kann der Bundespräsident wohl kaum urteilen. Da ist der französische Staatspräsident wohl eher kompetent.

Wäre dieser Skandal nicht so traurig, man könnte darüber lachen. Hoffentlich nimmt sich der Bundestag dieser Affäre an.

Frage aber ist: Wer würde in der Bundesrepublik wohl den ersten Orden für Taktlosigkeit bekommen?

**Hans Dohrenbusch**

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bundes-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schloß-fach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Von Willi Baumann

**J**a, das war also der besagte Anstoß zu Peters großer Verwandlung. Über diese Hintergründe wußten aber nur ganz wenige, im Betrieb wohl kaum einer, Bescheid. Bis zu jenem Tag, an dem der große Betriebsausflug bekannt wurde. Dem Programm nach sollte es ein ganz großer Tag werden. Ausflugsfahrt mit dem Bus, Bootsfahrt auf dem See, und am Abend Tanz im bekannten Seerestaurant. Der Betriebsrat, der es übernommen hatte, das Programm vorzubereiten, war gerade auf der Suche nach einer Tanzkapelle, als Peter davon Wind bekam. Zwei volle Tage brauchte er, um genügend Mut zu sammeln, damit er dem Betriebsrat seinen Vorschlag unterbreiten konnte. Jetzt oder nie, dachte er – und hatte Glück. Nicht etwa, daß er nun gleich von der Stelle weg mit seiner Band engagiert worden wäre, o nein. Dafür war der Betriebsrat ein viel zu erfahrener Mann. So leichtfertig konnte er diesen Abend nicht aufs Spiel setzen, wußte er doch, daß die Älteren in der Belegschaft weit in der Überzahl waren. Aber dennoch zeigte er Verständnis für Peters Anliegen und bot ihm an, als zweite Band dabeizusein.

Man kann sich die Begeisterung vorstellen, als Peter mit der Botschaft am nächsten Übungsabend ankam. Nun wurde mit doppeltem Eifer gespielt, und jeder wollte sein Bestes geben beim ersten Auftritt vor einem Publikum. Endlich war es dann soweit. Der Betriebsausflug konnte starten – und mit ihm das große Debüt von Peters Band, die sich in der Zwischenzeit nicht nur ein einheitliches

Aussehen, sondern auch einen Namen zugelegt hatte. „The hot rockers“ stand in großen, selbstgemalten Buchstaben auf der Trommel des Schlagzeuges zu lesen. Alles weitere ist eigentlich schnell erzählt. Ihr erster Auftritt wurde zum vollen Erfolg. Es bewies sich, daß die Jungen wirklich hart gearbeitet hatten, und so legten sie einen Beat vor, der sich sehen – oder besser gesagt – hören lassen konnte. Immer wieder wurden Zugaben verlangt, besonders von den Jungen. Und es wird wohl nie ganz geklärt werden, wer an diesem Abend mehr auf „unseren Peter“ stolz war, die Jungen, mit denen er zusammen gelernt hatte, oder sein Meister, obwohl der gar nichts von Beat versteht.

**K**urze Zeit danach – der Abend war noch bei allen in bester Erinnerung – gab es für Peter ein weiteres, wichtiges Ereignis. Diesmal war es nicht er, der zum Betriebsrat ging, sondern umgekehrt, der Betriebsrat kam zu ihm. Lange sprach er mit ihm, um ihn dafür zu gewinnen, daß er für den Jugendvertreter im Betrieb kandidieren möchte. Peter hörte sich alles in Ruhe an, ließ sich die Sache durch den Kopf gehen – und machte mit. Die Wahl selbst war eine eindeutige Sache, wo er doch gerade bei den Jungen, die an dieser Wahl teilnahmen, einen mächtigen Stein im Brett hatte. Keiner wollte gegen ihn kandidieren, und so kam es, daß er auf Anhieb nahezu alle Stimmen erhielt. Heute, nachdem schon ein rundes Jahr darüber vergangen ist, muß man sagen, daß es keine schlechte Wahl war. Wo

Fotos: Udo Hoffmann

immer irgendwelche Fragen oder Beschwerden bei den Jugendlichen im Betrieb auftauchten – Peter nahm sich der Sache an und trug sie beim Betriebsrat vor. Zwar hatte er sich anfangs diese Funktion doch etwas einfacher vorgestellt, wie er heute freimütig zugibt. Aber mit Hilfe des Betriebsrates konnten für viele Jugendliche im Betrieb zahlreiche Verbesserungen erreicht werden, und das hat ihn immer aufs neue angespornt. Ganz abgesehen davon, daß ihm sein Wissen, das er sich bei der Jugendgruppe der Gewerkschaft geholt hatte, eine ausgezeichnete Hilfe war. Einmal fuhr er sogar zu einem Kurs in eine Gewerkschaftsschule, wo nur Jugendvertreter teilgenommen haben und wo er noch so manches hinzulernen konnte. Das alles hat dazu beigetragen, daß das Vertrauen zu ihm stets größer geworden ist. Was es auch immer sein mochte, der Peter wußte einen Rat zu geben oder sorgte dafür, daß nachteilige Dinge abgeschafft wurden. Daß er in seiner Freizeit noch immer eifrig Musik macht, versteht sich von selbst. Auch in der Jugendgruppe mischt er nach Kräften mit. Von den neuen Lehrlingen hat er schon mehrere dorthin mitgenommen. Begeistert erzählen sie dann in den Pausen von den Gruppenabenden und den Fahrten, die sie mitgemacht haben. Übrigens werden in diesem Jahr wieder die Jugendvertreter gewählt. Das dürfte bei uns eine klare Sache werden für Peter. Der wird wiedergewählt, das steht schon heute fest. Aber diesmal gewiß nicht mehr wegen seiner guten Beat-Band!

# Die Schmerzen sind zumutbar

Von Siegfried Lenz

Wir sind noch nicht einmal mit der Stubenreinigung fertig, wir beide von der Vernehmung, da erscheint sein Adjutant. Der Adjutant läßt sich von Erich Meldung machen, hört genau zu, viel genauer und sorgenvoller als sonst, mustert uns mit skeptischer Neugierde, auch mit Mißtrauen, gibt sich mit unserer Vorderansicht nicht zufrieden und umrundet uns, sehr langsam umrundet er uns und prüft uns auch von hinten, so daß Erich und mir bald klar wird: Das wird kein gewöhnlicher Tag. So lange hat sich sein Adjutant noch nie mit uns beschäftigt.

Die langsamen Bewegungen, die Aufmerksamkeit, das spickende Mißtrauen sagen uns gleich: Der hat was auf dem Herzen, und daß wir uns nicht täuschen, beweist er uns durch die Art, wie er unser Werkzeug durchmustert, auf das wir mitunter zurückgreifen müssen: Schweigend, mit gesenktem Gesicht geht er zum Streckbrett hinüber, betrachtet nachdenklich Wippe und Nagelbank, begrüßt stumm Schläuche, Stricke und elektrische Kabel, schenkt auch den Klemmen und Ledergürteln sein Interesse, die sich in einwandfreier Disziplin anbieten. Der Adjutant sagt kein einziges Wort, er nickt nicht einmal. Steif bewegt er sich, zögernd, er ist bedrückt. Wir erwarten etwas von ihm, erwarten sogar etwas Bestimmtes: Nennen wir es ruhig Anerkennung; die hat Erich durchaus verdient für den erfolgreichen Bügeltisch, den er selbst entwickelt hat. Aber sein Adjutant mustert und prüft nur alles, wobei er sich augenscheinlich vor Berührungen hütet, und dann geht er wieder stumm hinaus.

Wir blicken uns an, wir lösen uns aus der Spannung und wollen gerade mit der Deutung des Besuchs beginnen, als sein Stabschef erscheint. Auch der Stabschef läßt sich von Erich Meldung machen; auch der Stabschef betrachtet uns genauer und sorgenvoller als sonst, geht um uns herum, läßt sich hinten erklären, was wir ihm vorne schuldig bleiben; zuletzt befiehlt er uns, die Hände zu heben. Wir heben die Hände. Der Stabschef dreht die Innenflächen nach oben, er beginnt zu lesen. Die Lektüre gibt die nötigen Auskünfte, er lächelt vorsichtig, sein Mißtrauen scheint teilweise widerlegt. Der Stabschef hat unsere Hände mit Gewinn gelesen. Er drückt sie sacht nach unten und sieht sich um, vielleicht wird er ein anerkennendes Wort für den Bügeltisch übrig haben, den Erich entwickelt hat. Der Stabschef wendet sich unentschlossen unserem Werkzeug zu, als der Bursche des Oberbefehlshabers mit zwei Wolldecken, einer Flasche Kognak und Zigaretten erscheint. Der Bursche zwinkert uns zu, für sein Zwinkern ist er bekannt. Achtsam legt er die Wolldecke auf das Streckbrett, stellt den Kognak auf die Wippe, legt die Zigaretten gut sichtbar daneben. Erich sieht ihn verwirrt an, und man weiß, was er fragen möchte, aber nicht zu fragen wagt. Der Bursche ordnet seine Uniform und stellt sich so neben der Tür auf, daß man vorlauter Erwartung auch nur noch die Tür anstarrt, es bleibt einem nichts anderes übrig.

Wir blicken auf die Tür. Der Stabschef hat, im Gegensatz zum Adjutanten, unser Werkzeug flüchtig, vielleicht gedankenlos betastet; jetzt kommt er näher und blickt ebenfalls auf die Tür. Uns braucht keiner mehr zu sagen, mit wessen Besuch wir zu rechnen haben.

Auf einmal seufzt der Stabschef; auch wenn es unwahrscheinlich klingt: er seufzt und zuckt die Achseln und gibt Erich durch eine Geste zu verstehen, daß ihn etwas bedrückt. Es ist ihm anzu-

sehen, daß er Erich mit seiner Sorge bekannt machen möchte, aber einstweilen noch nach dem Ton sucht, in dem das geschehen könnte. Der Stabschef sucht nach einer angemessenen Form des Anvertrauens. Er spürt Widerstände. Dann sagt er, was wir schon wissen; nach einem Seitenblick auf den Burschen des Oberbefehlshabers sagt er, daß der Oberbefehlshaber selbst hier gleich erscheinen wird, wir möchten uns darauf

sagt der Stabschef, ein humanes Experiment.

Nachdenklich geht er zur Wippe, hebt die Kognakflasche hoch, liest das Etikett und hat gegen die Marke nichts einzuwenden. Er gibt Erich den Befehl, Schaufel und Besen wegzuräumen. Er streichelt die Wolldecken, die der Bursche hereingebracht hat. Es interessiert ihn nicht, ob wir auch etwas zum Plan des Oberbefehlshabers zu sagen haben. Während

spielenden Orden. Er nimmt die Mütze ab. Er schließt die Augen; dann wendet er sich an Erich und möchte von ihm wissen, ob er unterrichtet und bereit ist.

Erich lächelt gequält, er weiß etwas und weiß nichts, er hat da etwas gehört, was er nicht glauben kann, denn das, was man von ihm verlangt, könnte man vielleicht von anderen verlangen und so weiter. Erich erklärt, daß er der Aufgabe nicht gewachsen ist. Erich gibt sich Mühe,



vorbereiten. Wir starren auf die Tür: Der Oberbefehlshaber ist noch nie bei uns im Vernehmungszimmer gewesen, er ist uns nur aus Zeitungen und Wochenschauen bekannt, allerdings so gut, daß wir ihn mühelos wiedererkennen können. Sein Stabschef nickt bedenklich. Er gibt uns bekannt, daß der Oberbefehlshaber in besonderer Angelegenheit erscheinen werde: zu Hause, also ziemlich weit weg, sagt der Stabschef, habe man sich erregt über die Mittel, die bei der Vernehmung von Gefangenen angewendet werden. Es herrscht dort hinten sogar Empörung, sagt der Stabschef. Es werden, sagt der Stabschef, Unterschriften gesammelt, mit denen gegen die Methoden der Gefangenenvernehmung demnächst protestiert werden wird. Der Stabschef schweigt einen Augenblick, sein Schweigen enthält keinen Vorwurf, er betrachtet von nahe seinen Handrücken. Dann spricht er leise auf seinen Handrücken hinab. Er sagt: Der Oberbefehlshaber will alle Kritiker zu Hause selbst widerlegen, er will sie persönlich ins Unrecht setzen: Zum Beweis, daß die Mittel, die bei der Gefangenenvernehmung angewandt werden, erträglich und zumutbar sind, wird er hier erscheinen und, so sagt der Stabschef, diese Mittel an sich selbst ausprobieren lassen. Der Oberbefehlshaber will sich zur Probe unter normalen Bedingungen vernehmen lassen und damit allen beweisen, daß die Vernehmungen erforderlich und zu erdulden sind. Es soll so etwas wie ein Beispiel werden,

Erich Besen und Schaufel in einen Spind schließt, kann man schwarze Schweißflecken unter seinen Achseln bemerken, und es fällt auf, daß seine Hände zittern. Erich leckt wiederholt über seinen Daumen, wie immer, wenn er erregt ist, er poliert den Daumen an der Hüfte. Erichs schwerer würfelförmiger Kopf beginnt in langsamem Rhythmus zu nicken. Plötzlich reißt der Bursche die Tür auf, er muß den Schritt seines Herrn früher hören können als andere. Starr steht er da und hält die Tür auf; auch wir stehen starr da, der Stabschef salutiert. Der Oberbefehlshaber geht, wie man ihn in der Wochenschau hat gehen sehen, er gleicht den Fotografien, die die Zeitungen täglich von ihm veröffentlichen. Müde kommt er herein, lustlos, ein kleiner ausgezehrer Mann, sein Gesicht ist fleckig, die dunklen Augen liegen tief. Mit seinen Niederlagen hat er sich die Sympathien der Opposition erworben, durch seine Siege hat er schon zu Lebzeiten das Lesebuch erreicht. Wie eng sein Brustkasten ist! Die Schultern sind schmal, der Hals sehnig, unter dem Uniformhemd kann man die Nackenwirbel erkennen. Zerstreut hebt er eine kleine trockene Hand grüßend an die Mütze. Er geht quer durch das Vernehmungszimmer, wendet sich ruckhaft um, blickt gleichgültig auf seinen Adjutanten und einen Mann in Zivil, die ihm gefolgt sind. Der Oberbefehlshaber ist nur mit Khakihemd und Tuchhose bekleidet, er trägt leichte Stoffschuhe und einen einzigen, ins Gelbliche

hilflos zu erscheinen, überfordert, ungeeignet. Erich bekennt, daß er nicht der Mann sei, um eine Probevernehmung durchzuführen, noch dazu bei seinem eigenen Oberbefehlshaber. Er sehe den Grund ein, sagt Erich, das schon, aber in diesem Fall bringe er auch nicht mehr fertig.

Der Oberbefehlshaber läßt sich von seinem Burschen ein Kognakglas füllen, trinkt, öffnet sein Hemd über der Brust und steht schweigend und erwartungsvoll da. Erich poliert seinen Daumen an der Hüfte. Der Adjutant, der Stabschef und der Zivilist treten ans Fenster, lehnen sich an und sind Publikum. Ich habe den Eindruck, daß alle Erfahrungen, die Erich mir voraus hat, unnütz geworden sind. Der Oberbefehlshaber steht nur stumm da, nein, das trifft nicht zu: einmal sagt er etwas, er sagt zu sich selbst: Ich brauche den Beweis, also fangen wir an. Erich sieht sich ratlos um, von überallher treffen ihn ruhige auffordernde Blicke. Seine Verlegenheit macht ihn beweglich, er windet sich, wirft den Kopf hin und her, greift in die Luft. Es geht nicht, sagt Erich niedergeschlagen, ich kann es nicht; denn wonach soll ich forschen.

Der Oberbefehlshaber nickt, er kann diese erhebliche Verlegenheit einsehen, und er entscheidet: Die Vernehmung soll der Umgruppierung der Streitkräfte im westlichen Bergland gelten. Erich tritt einen Schritt zurück, einen Schritt, der Ratlosigkeit und Weigerung ausdrücken soll, worauf der Stabschef die Worte des

Oberbefehlshabers wiederholt. Fangt endlich an, sagt der Adjutant; der Zivilist sagt nichts.

Auf einmal blickt Erich den Oberbefehlshaber an, lange, viel zu lange, wie mir scheint, sie prüfen, sie erkunden einander mit Blicken, und dann gibt Erich mir einen Wink, und ich weiß, was der Wink bedeutet: ich biete dem Oberbefehlshaber eine Zigarette an und gebe ihm Feuer. Der Oberbefehlshaber lächelt nicht, er raucht hastig, als ob er Zigaretten lange entbehrt hätte. Erich bittet den Oberbefehlshaber gehorsamst, sich auf einen ganz gewöhnlichen Stuhl setzen zu wollen, dieser Aufforderung wird nicht entsprochen, weil sie nicht glaubhaft klingt, und Erich muß die Aufforderung wiederholen, schlichter, nachdrücklicher. Er sagt einfach: Setzen Sie sich hierhin. Der Stabschef möchte wissen, ob Erich bei den Vernehmungen die Gefangenen duzt oder siezt, er duzt sie selbstverständlich, er sagt: Wenn man sich so nahe ist, bleibt es nicht aus, daß man aufs Du kommt. Dann machen Sie's doch wie gewöhnlich, sagt der Stabschef, doch Erich schüttelt bekümmert den Kopf und gibt mir einen zweiten Wink, worauf ich, ganz gewohnheitsgemäß, dem Oberbefehlshaber die angerauchte Zigarette fortnehme. Das gefällt dem Adjutanten. Der Adjutant zeigt sich belustigt, er tippt dem Zivilisten auf den Unterarm. Erich überlegt, langsam zieht er den Kopf in die Schultern ein, er überlegt sorgfältig, und dann lacht er auf, reißt mit verzerrtem Gesicht seine Arme hoch und läßt sie kraftlos herabfallen: Erich, die reine Hilflosigkeit.

Da erhebt sich der Oberbefehlshaber von dem Stuhl, den Erich ihm angewiesen hat, sagt nichts, fordert und befiehlt nichts, sondern steht nur, der Oberbefehlshaber, klein und ausgezehrt da und zwingt Erich stumm in den Blick seiner tief liegenden Augen, und auf einmal ruft Erich, vermutlich zu seiner eigenen Überraschung: Setzen, setz dich hin! Der Oberbefehlshaber setzt sich, er schlägt die kurzen Beine übereinander. Er weist ein Kognakglas zurück, das ihm von der Seite seines Burschen her zuschwebt und sieht gefaßt Erich entgegen, der sich ihm geduckt, vielleicht sogar bedeutungsvoll nähert. Also wollen wir uns mal unterhalten, sagt Erich und tritt hinter den Oberbefehlshaber mit verschränkten Armen.

Der Zivilist zieht ein Notizbuch aus der Tasche, hebt einen Bleistift und rückt ein wenig vom Adjutanten ab, der sich immer noch belustigt zeigt, der hier wohl erleben möchte, was Chaplin mit seinem Spazierstock vollbringt. Ich sehe nur auf Erich, der mir jetzt zunickt, der mir durch sein Nicken befiehlt, dicht vor den Oberbefehlshaber hinzutreten: das ist mein Platz. Ich und der Oberbefehlshaber schweigen uns an. Erich stellt von hinten die Fragen. Doch zuerst äußert er sich allgemein, er stellt fest: Für Sie ist jetzt alles vorbei, mein Junge, der Kampf, die Angst, der ganze Mist: alles vorbei. Sie leben, sagt Erich, und dafür sollte man dankbar sein. Uns, mein Junge, kannst du deine Dankbarkeit beweisen, indem du uns sagst, was du weißt.

Ich beobachte forschend den Oberbefehlshaber, erhält die Augen geschlossen, er ist eingeschlafen, nein, er lauscht nur mit geschlossenen Augen, während Erich, tief über ihn gebeugt, kameradschaftlich rät: Erleichtern Sie sich, erzähl uns, was du von den Umgruppierungen weißt, mein Junge, dort im Westen, im Bergland, wo wir dich erwischten. Sie selbst wurden doch einem neuen Regiment zugeteilt: Welche Nummer

hatte dieses Regiment? Der Oberbefehlshaber schweigt. So geht es allen, sagt Erich: vor lauter Freude verlieren sie am Anfang immer das Gedächtnis, aber wir werden es wiederfinden, wir haben es oft wiedergefunden: man muß sich nur konzentrieren.

Erich gibt mir einen Wink, ich bitte den Oberbefehlshaber, sich zu erheben. Ich geleite ihn zur Wippe hinüber. Ich bitte ihn, in der Wippe Platz zu nehmen, was

er wortlos tut. Im Hintergrund, am Fenster, seufzt einer, das ist der Stabschef. Ich binde den Oberbefehlshaber höflich, zu seiner eigenen Sicherheit, auf der Wippe fest, und auf ein Zeichen von Erich mache ich ihn darauf aufmerksam, daß er den rechten Zeigefinger heben soll, wenn es ihm zu ungemütlich wird. Die nun folgende Übung, sagt Erich zum Zivilisten, dient der Konzentration und der Erinnerung, und danach packt er den

Oberbefehlshaber an den schwächtigen Schultern, drückt ihn nach hinten, hält ihn so in gewagter Rückenlage, bittet tatsächlich hörbar um Verzeihung und läßt den an die Wippe gefesselten Oberbefehlshaber los, die Wippe schlägt nach vorn, sie fällt der Wand zu, der Oberbefehlshaber sieht die Wand auf sich zu fallen und reißt das Gesicht zur Seite, erprobt auch ruckartig den Spielraum der Glieder in den Fesseln, doch er schlägt nicht gegen die Wand, denn zehn Zentimeter vorher endet der Schwung der Wippe. Und jetzt geht es hin und her, vor und zurück, in berechnetem Rhythmus, in kalkuliertem Schwung. Wer auf der Wippe gefesselt ist, hat unwillkürlich das Gefühl, daß er der Wand immer näher kommt, daß er, wenn nicht jetzt, so doch das nächste Mal mit dem Gesicht gegen die Wand geschlagen wird. Der Oberbefehlshaber reißt jedesmal das Gesicht zur Seite. Er protestiert nicht. Sein rechter Zeigefinger hebt sich nicht.

Erich stellt einen Fuß auf die Wippe, hält die Wippe in Schwung. Er fragt: Erinnerst du dich? Fällt dir jetzt die Nummer des Regiments ein? Nicht? Immer noch nicht? Aber vielleicht kennst du andere Nummern, mein Junge? Entschuldigung, sagt Erich erschrocken und wendet sich zum Fenster um, doch vom Fenster ermuntert man ihn, in der begonnenen Weise fortzufahren; nur der Zivilist hat, wie erwartet, eine Frage. Der Zivilist möchte wissen, ob jeder Gefangene, der zur Vernehmung gebracht wird, die Möglichkeit erhält, durch ein Heben des rechten Zeigefingers die Befragung zu unterbrechen. Erich überläßt es mir, zu antworten, und ich sage deutlich ja, und dann binde ich auf ein Zeichen den Oberbefehlshaber von der Wippe los.

Er taumelt, der leichte schwächliche Mann ist nicht ganz da, will ich mal sagen, sein Körper zittert, er stöhnt leise. Sein Bursche segelt schon wieder mit einem Kognakglas heran. Der Adjutant hält ihn zurück. Der Adjutant kippt den Kognak selbst 'runter -, zerstreut allerdings, daß muß betont werden. Erich selbst verhindert, daß der Oberbefehlshaber eine Zigarre erhält. Erich hat längst die Klemmen in der Hand. Er arbeitet jetzt wie gewöhnlich, mit kurzem Schnaufen. Die Klemmen schnappen nach den mageren Handgelenken des Oberbefehlshabers und halten ihn stehend unter der Brause fest, es ist die Gedächtnisbrause. Welche Regimente, fragt Erich und stößt dem Oberbefehlshaber aufmunternd in den Rücken. Welche Streitkräfte werden umgruppiert? Mit welchem Ziel? Der Oberbefehlshaber kann sich an nichts erinnern, ihm ist alles entfallen, und deshalb drehe ich die Brause auf, weil ich weiß, daß Erich mir gleich ein Zeichen dazu geben wird.

Der Oberbefehlshaber ist naß. Das Tuch seiner Uniform schwärzt sich, es klebt an seinem Körper. Der magere Körper windet sich. Der Oberbefehlshaber gleicht einem traurigen Vogel im Regen. Wie erwartet, erkundigt sich der Zivilist nach der Temperatur des Wassers, die Auskunft stimmt ihn zufrieden, er nimmt eine bedächtige Eintragung vor. Um das Gedächtnis des Oberbefehlshabers zu erweichen, laß ich es noch mehrmals kurz niederregnen, doch ohne Erfolg, obwohl Erich mit der flachen Seite des Lineals die Fragen skandiert, erhält er keine Antwort.

Ich weiß, daß Erich gleich schreien wird, und tatsächlich: er schreit, schreit den Oberbefehlshaber an, schüttelt ihn, so daß ich schon anfangs, mir Sorgen zu machen, und vom Fenster her höre ich den Stabschef auch schon rufen: Na, na,



# Die Schmerzen sind zumutbar

Fortsetzung von der vorigen Seite

na; da lenkt Erich zum Glück wieder ein, lächelt und weist triumphierend auf den rechten Zeigefinger des Oberbefehlshabers, der sich nicht erhoben hat, nicht um Beendigung bittet. Los, sagt Erich, komm 'raus: Nenn mir die Nummer des Regiments, warum willst du sie für dich behalten, du schadest dir nur?

Ich weiß, daß jetzt die Sache mit der Zigarette und dem Schlauch kommen wird, doch als ich die Zigarette anstecke, gibt Erich mir ein energisches Zeichen, er schüttelt mitleidig den Kopf über mich und befreit den Oberbefehlshaber aus den Klemmen.

Erich schubst den Oberbefehlshaber zum Streckbrett hinüber. Ich zwingen den schwächlichen, durchnässten Mann nieder. Ich binde ihn mit Kabelschnüren auf dem Streckbrett fest – klein genug ist er, es läßt sich allerhand an ihm strecken. Sein Gesicht ist verschlossen, die Lippen zittern. Er liegt ohne Protest da. Ich lausche auf seinen Atem und zweifle nicht, daß es Erich gelingen wird, alles von ihm zu erfahren: wir werden über die Umgruppierungen der Streitkräfte im westlichen Bergland Bescheid wissen, bevor die einzelnen Kommandeure etwas davon hören.

Erich dreht das Rad, die hölzernen Blöcke gleiten in die Lagerungen. Der kleine Körper in dem nassen Zeug strafft sich. Die Lippen des Oberbefehlshabers springen auf. Auch das, sagt Erich zum Fenster, dient nur dazu, die Erinnerung freizulegen. Gespannt beobachten wir, wie der gebundene Körper sich streckt, wie er sich aufbäumt und fällt und schließlich, auf den gleichbleibenden Zug, nur noch mit einem Stöhnen antwortet. Wir brauchen nicht auf den rechten Zeigefinger zu achten, das besorgt der Stabschef am Fenster, wir können uns konzentriert der Vernehmung widmen. Ich will Erich den Ledergürtel reichen, doch er verwarnt mich durch einen Blick, und ich hänge den Gürtel wieder an den Haken. Ich beuge mich tief über den Oberbefehlshaber. Er ist bei gutem Bewußtsein. Erich beginnt mit seiner flüsternden Vernehmung, zieht die Drehung an, fragt, dreht abermals und fragt weiter – so lange, bis der Oberbefehlshaber aufschreit und sich auf die Lippen beißt; den Zeigefinger hebt er nicht. Nur die Nummer deines Regiments, sagt Erich, dann hört alles auf, nur die kleine, bescheidene Nummer. Erzähl uns, was du weißt, sagt Erich und zieht an; da hätte manch einer zu sprechen begonnen bei so vielen Drehungen. Der Oberbefehlshaber schweigt. Er hält den Schmerz aus und schweigt.

Wir können die Unruhe verstehen, die sich am Fenster bemerkbar macht, wir können auch den Wunsch des Burschen einsehen, der unaufhörlich versucht, sich seinem Oberbefehlshaber mit einem gefüllten Kognakglas zu nähern, doch da es eine normale Probe sein soll, können wir die regelmäßige Stärkung durch Kognak nicht zulassen. Der Zivilist schreibt jetzt hastig, er tarnt sich mit Gleichgültigkeit. Der Adjutant raucht, nur der Stabschef scheint zu leiden. Ich blicke bewundernd auf Erich und frage mich: Wie kann er so ruhig bleiben bei aller Erfolglosigkeit. Setzt er, so frage ich mich, seine ganze Hoffnung auf den Bügeltisch, auf dem, im rechten Augenblick, alle gesprächig wurden? Bisher ist es noch keinem gelungen, auf dem Bügeltisch stumm zu bleiben. Ich meine, hier entdeckten auf einmal alle ihr Gedächtnis. Will Erich es bis zum Bügeltisch kommen lassen?

Erich gibt mir ein Zeichen, ich binde den Oberbefehlshaber los, stelle ihn auf die



Braun 67

Füße und muß ihn auffangen und halten, muß ihn, dessen Leichtigkeit mich überrascht, auf den Arm nehmen und hinübertragen auf den Bügeltisch, den Erich eigenhändig entwickelt hat. Wieder binde ich den Oberbefehlshaber fest und mache ihn darauf aufmerksam, daß er, wie jeder vor ihm, die Möglichkeit hat, durch das Heben des rechten Zeigefingers die Vernehmung augenblicklich auszusetzen. Ich versichere mich, ob er verstanden hat. Er hat verstanden, denn er nickt schwach. Er hat die Augen geschlossen und bibbert unter der Kälte eines für ihn neuen Schmerzes.

Erich duckt sich. Erich schreit auf einmal los, daß ich selbst erschrecke. Die Nummer, schreit er, ich will die Nummer deines Regiments hören. Der Oberbefehlshaber schweigt. Erich nimmt das vorgewärmte Bügeleisen aus der Halterung, hebt es hoch über den schwächlichen Körper und zwingt den Oberbefehlshaber, das Bügeleisen anzublicken. Erich macht die Wärmeprobe, indem er mit zwei angefeuchteten Fingerkuppen leicht gegen das Eisen tippt und sich eine zischende Bestätigung geben läßt, dann senkt er langsam das Bügeleisen, berührt leicht einen Schenkel, läßt Dampf aufsteigen und sagt: Trocknen, wir werden dich ganz trockenbügeln, denn mit nasser Uniform können wir dich nicht entlassen. Erich arbeitet weiter. Der Oberbefehlshaber schlägt mit den Absätzen, seine Schultern zucken. Er unterdrückt den Atem. Er will etwas sagen, jetzt, jetzt will er etwas sagen, nein, er schluckt nur, spannt seine Halsmuskeln, er scharrt mit den Händen rasend auf dem Tisch, aber den Zeigefinger, den Zeigefinger hebt er nicht.

Dann bemerke ich, wie er die Augen öffnet und Erich ansieht, nicht befehlend oder auffordernd, sondern eher skeptisch und auch mit Geringschätzung, und Erich zögert, Erich erscheint hilflos und überfordert. Er stellt das Bügeleisen in die Halterung zurück. Er schüttelt entmutigt den Kopf. Er kann nicht verstehen, was passiert ist, und müde befiehlt er mir, den Oberbefehlshaber aus seiner Lage zu befreien.

Ich binde ihn los, setze ihn auf die Füße und überlasse es ihm selbst, sein Gleichgewicht zu finden, während der Adjutant und der Stabschef sich gehorsamst erlauben, dem Oberbefehlshaber zur bestandenen Probe zu gratulieren, sie gratulieren ihm tatsächlich. Der Bursche nähert sich mit Kognakglas und Zigaretten und legt dem Oberbefehlshaber eine Wolldecke über die zitternden Schultern. Erich sitzt fassungslos auf einem Stuhl und poliert seinen Daumen in der Hüfte. Ja, sagt der Oberbefehlshaber auf Befragen zum Zivilisten, ja, die Schmerzen sind zumutbar, das hoffe ich, gezeigt zu haben.

Ich klopfe wie immer an die Tür des Sanitätszimmers, klopfe nur aus Gewohnheit, und wie immer erscheint der rothaarige Sani mit Fingerschiene und Verband. Er hat nichts als Schiene und Verband bei sich, stutzt beim Eintreten, will wieder hinaus, doch ich deute auf den Oberbefehlshaber, und der Sani tritt zu ihm und versucht ohne ein Wort, den rechten Zeigefinger zu schienen. Man kann schon verstehen, daß der Zivilist da erstaunt fragt: Was machen Sie da? Und dem Sani kann man es nicht übelnehmen, wenn er gewohnheitsgemäß erklärt: Den rechten Zeigefinger schienen. Es ist alles in Ordnung, sagt der Oberbefehlshaber, alles ist heil: Unsere Kritiker haben eine Antwort erhalten.

Jetzt allerdings könnte der Sani etwas wenger erstaunt dastehen.

# Black Bird

Die Rangers auf dem Fernsehschirm hatten ein Maschinengewehr in Stellung gebracht. Der Dschungel dampfte, und in den Kronen der Affenbrotbäume, die im Hintergrund zu sehen waren, schrien Vögel. Die Salve streute ins Unterholz. Erde spritzte, und zerfetzte Blätter wirbelten durch die Luft.

„Weiter links halten, Jungs!“ krächzte Mr. Philbus. „Links im Busch haben sich die gelben Affen verkrochen!“ Seine Stimme knarrte wie stets, wenn die Erregungskurve bei Mr. Philbus steil anstieg.

„Möchtest du Erdnüsse?“ Seine Frau stellte eine Schale auf den Tisch. „Laß mich mit deinen Erdnüssen in Ruhe.“

„Hei, war das nicht Billy?“ Mrs. Philbus erstarrte. Mit offenem Mund beobachtete sie einen GI, der sich mit einem Sprung in einen Mangrovenbusch geworfen hatte. Nur die Beine mit den kurzen Lederstiefeln ragten heraus, sonst war nichts von ihm zu sehen.

„Was für'n Billy?“

„Billy Redclave.“

Ein Dutzend Werfergranaten zischten über den Liegenden hinweg und zerfetzten drüben das Dickicht.

Mr. Philbus entspannte sich und zündete sich eine Zigarette an. „Damit hättet ihr früher kommen müssen!“ sagte er, als spräche er zu den Männern der Werferkompanie, die nicht im Bild zu sehen war.

„Was meinst du damit?“

„Immer kommen sie zu spät“, knurrte er verärgert. „Das ist dasselbe wie damals bei Vimille. Vierundvierzig. Wir lagen im Dreck, warteten und warteten, und die Werfer schossen nicht. Haben geschlafen, diese Burschen.“

Mrs. Philbus achtete nicht auf seine Worte. „Und es ist doch Billy, der dort liegt!“ sagte sie und rückte ihren Sessel näher an den Bildschirm.

„Billy Redclave aus der 44. Straße?“

„Der mit Rose auf das College ging.“

„Der ist bei 'nem Hubschraubergeschwader. Habe erst gestern mit dem alten Redclave gesprochen. Der macht jetzt eine Menge Geld mit Popcorn.“

Mrs. Philbus zog die Brauen hoch und überlegte angestrengt.

„Dann muß ich mich wohl getäuscht haben“, sagte sie und schob ihrem Mann die Erdnüsse hin.

„Möchtest du wirklich keine?“

„Wirklich nicht. Einen kleinen Schluck Whisky vielleicht.“

Während Mrs. Philbus das Soda zischen ließ, begann abermals das Maschinengewehr zu tuckern.

Mr. Philbus schüttelte den Kopf. „Ne, Jungs. So schafft ihr das nicht. Warum nicht 'ne ordentliche Portion Napalm in den Busch, he? Der Whisky ist nicht kalt.“

Sie faßte einen Eiswürfel mit der Zunge und ließ ihn ins Glas klingeln. „Danke.“

Napalm, wie gesagt. Solltest sehen, was dann von den Vits übrigbleibt!“

Er pustete einen unsichtbaren Mückenschwarm weg und lachte zufrieden. In diesem Augenblick hob sich der GI aus der Deckung der Mangrovenstaude, und sie konnten sein Gesicht sehen.

„Siehst du jetzt, daß es Billy ist?“

Er begann zu rennen.

Mr. Philbus schrie ihm eine Warnung zu. Aber Billy auf dem Bildschirm konnte ihn nicht hören. Der Feuerstoß traf ihn wie der Tiefschlag einer unsichtbaren Riesenfaust. Er preßte beide Hände unter die Gürtellinie und sackte, sich langsam um die eigene Achse drehend, zusammen.

Mr. Philbus' Blick schien sich in der Tiefe des Dschungels zu verlieren; seine Augen waren auf einmal leer und ausdruckslos.

„Warum hast du nicht auf mich gehört, Junge!“ flüsterte er. „Ich hab's dir gesagt.“

Er zündete sich eine neue Zigarette an und ging an seiner heulenden Frau vorbei zum Schreibtisch, wo das Telefon stand. Eine Männerstimme meldete sich.

„Redclave.“

„Hier spricht Philbus. Hallo, Mr. Redclave. Haben Sie's gesehen?“

„Was?“

„Welchen Kanal haben Sie eingeschaltet?“

„Die Sinatra-Show.“

Mr. Philbus nahm einen tiefen Zug aus der Zigarette.

„Haben eben Ihren Billy gesehen, Mr. Redclave. Ich muß Ihnen leider sagen, daß Ihr Junge vor einer Minute für Freiheit und Demokratie in Vietnam gefallen ist. Er starb wie'n Held, Redclave. Wie'n Held. Bauchschuß. Die Nation ist stolz auf Ihren braven Jungen.“

Er legte den Hörer auf die Gabel und nahm gedankvoll eine Portion Erdnüsse. Immer wenn er sich aufregte, stellte sich bei Mr. Philbus ein nervöser Appetit ein. Während er kaute, sah er zufrieden, wie das Vietkongnest am linken Rand des Bildschirms endlich mit Napalm ausgeräuchert wurde.

\*

Diese Geschichte ist frei erfunden. Aber so muß man es sich vorstellen, wenn die Meldung zutrifft, die kürzlich in der Sendung „Heute“ vom Zweiten Deutschen Fernsehen verbreitet wurde und die besagte, daß Black Bird, ein Bruder des Nachrichtensatelliten Early Bird, demnächst das Kampfgeschehen in Vietnam live übertragen wird. Direktsendungen vom Krieg in Vietnam. Schwarzweiß und in Farbe. Dann können amerikanische Eltern endlich zusehen, wie ihre Kinder... Na ja, so ähnlich wird man es sich wohl vorstellen müssen.

Gerd Angermann

# Statistik in Kilambona

Alfredo di Mentos, Regierungschef von Kilambona, warf wütend die Zeitung in den Papierkorb, schlug mit der Faust auf den Tisch, brüllte „Caramba“, griff zum Telefon und ließ sich mit seinem Sozialminister verbinden:

Er schrie in die Muschel: „Haben Sie schon die ‚La Gaceta‘ gelesen? Armut soll in Kilambona herrschen! Diese Zeitungsschmierer, aufhängen sollte man sie! Solche Lügen in die Welt zu setzen. Haben Sie irgendwelche Vorstellungen, was wir dagegen unternehmen können?“

Der Sozialminister gab sich gelassen: „Nicht der Rede wert, eine lächerliche Lappalie. Was wir dagegen unternehmen können? Nichts einfacher als das! Wir lassen eine Statistik aufstellen, natürlich mit einem neutralen Juristen, ganz demokratisch, versteht sich. Die ‚La Gaceta‘ wird die Statistik dann abdrucken, vielleicht die Zähne dabei knirschen, aber was kümmert uns das, die Wahrheit darf nicht unterdrückt werden.“

Gesagt, getan; Kilambonas Sozialminister schickte seinen Staatssekretär persönlich mit einem neutralen Juristen hinaus aufs Land, hundert Einwohner zu

testen. Die Herren mochten eine gute Stunde gefahren sein, als sie das erste Dorf, eine Ansammlung von Blechhütten, vor sich liegen sahen.

„Wollen wir hier mit dem Test beginnen?“ fragte der Jurist den Staatssekretär.

Mit beifälligem Lächeln antwortete dieser:

„Mir soll es recht sein, fragen Sie nur die Leute, ich notiere dann die Antworten.“

Vor der ersten Hütte, die teils aus Wellblech, teils aus alten Konservendosen zurechtgezimmert war, saß ein Mann im besten Alter, rauchte aus einer Pfeife, die er von seinen Ahnen ererbte haben mochte, ein fürchterlich riechendes Kraut, ließ sich von der Sonne bescheiden und rührte sich nicht vom Fleck.

Der Jurist sprach ihn an:

„He du, wieviel Stück Rindvieh besitzt du?“

Der Fremde blinzelte die Herren an:

„Wenn Sie wissen wollen, wieviel Läuse ich habe, und wenn Sie mir jede Laus gegen eine Kuh umtauschen, dann hätte ich gewiß nicht viel weniger Kühe als Señor Castello, so aber habe ich nur ein

entsetzliches Jucken.“

Der Jurist stellte seine zweite Frage:

„Wieviel Land nennst du dein eigen?“

Der Fremde kratzte sich erst bedächtig und antwortete dann mit den losen Worten derjenigen, die nichts besitzen und nichts erhoffen:

„Wenn es danach ginge, wieviel Land ich besitze, müßte ich das Fliegen lernen; aber Señor Castello ist so gnädig und erlaubt es mir, daß ich mit meinen unwürdigen Füßen sein gesegnetes Land betreten darf.“

Die Herren gingen weiter zur nächsten und übernächsten Hütte, der Jurist stellte überall die gleichen Fragen, erhielt unterschiedliche Antworten, jedoch im Ergebnis waren sie alle gleich; der eine oder andere besaß eine Katze, einen Hund vielleicht, aber sonst nichts Nennenswertes außer seinem Leben.

Nachdem sie nun die 99. Hütte besucht und noch immer keinen Reichtum entdeckt, aber oft den Namen Señor Castello gehört hatten, sprach der Staatssekretär zu dem Juristen:

„Laßt uns jetzt zum Abschluß Señor Castello fragen, sein Landsitz ist nicht

weit von hier, ich kenne ihn außerdem persönlich, er wird uns gern Auskunft geben.“

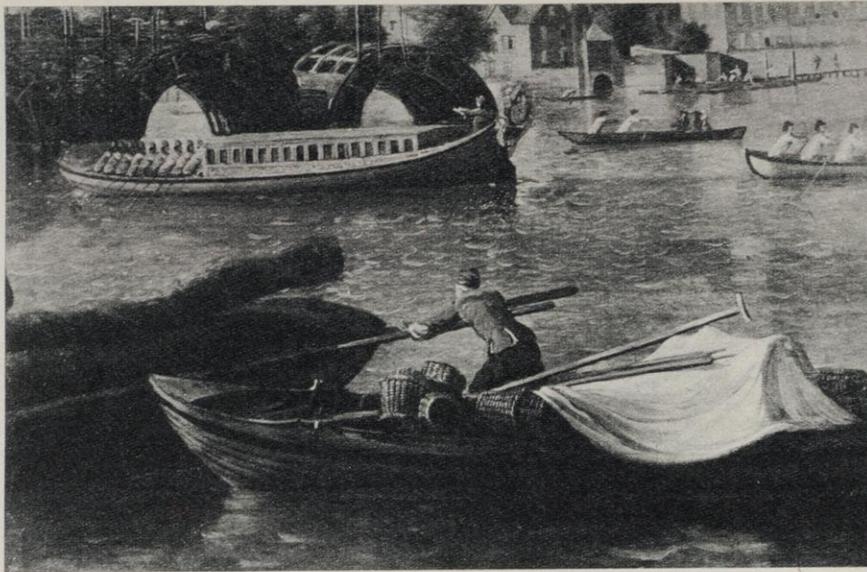
Señor Castello zeigte sich von der jovialen Seite, schlug dem Staatssekretär gönnerhaft auf die Schulter, nannte ihn „Mein Lieber“ und antwortete leutselig:

„Wieviel Kühe ich besitze? Wer weiß? Schreiben Sie: etwa 80000, das wird wohl so etwa stimmen; und mein Land, nun ja, ich habe es noch nie genau messen lassen, aber notieren Sie: etwa 10000 Hektar, viel wird daran nicht fehlen.“

Die Herren bedankten sich für die bereitwillige Auskunft, fuhren heim und lieferten ihren Bericht beim Sozialminister ab. Anderntags konnte jedermann den amtlichen Bericht in der „La Gaceta“ lesen: Laut kürzlich von unabhängigen Juristen und Staatsbeamten erhobener Statistik entfallen in Kilambona auf 100 Einwohner etwa 80000 Rinder und 10000 Hektar Weideland. Das macht pro Kopf der Bevölkerung 800 Rinder...

Herbert de Vries

# Englische Malerei der großen Zeit



Samuel Scott (1702-1772) „Der Bau der Westminster-Brücke“ (1748), Ausschnitt: Links hinten die Brückenkonstruktion.

Fotos: Udo Hoffmann

Mit dem Werk des Bildhauers Henry Moore hat sich Großbritannien wieder einen beachtlichen Platz in der Kunstwelt erobert. Seine Bronzeplastiken stehen nicht zuletzt in Westdeutschland an repräsentativen Orten – vor dem Ruhrfestspielhaus in Recklinghausen, vor der sogenannten Schwimmpfer in Wuppertal, im Innenhof des Kölner Wallraf-Richartz-Museums und in vielen Sälen und Vitrinen anderer deutscher Museen. Der Bergmannssohn aus Yorkshire hat die Festspiele des DGB besucht und seine Arbeiten wiederholt auf den dortigen Ausstellungen gezeigt. Die europäische Bildhauerei hat von Moores neuem Stilwillen wertvolle Impulse erhalten, und der Kunstgeschichte wurde nach langer Pause wieder ein englisches Kapitel eingeräumt.

Skeptiker werden fragen: Wieso wieder? Nun, sie werden daran erinnert, daß Hans Holbein, Dürers berühmter Zeitgenosse, und Anton van Dyck zu Zeiten des großen Rubens vor Jahrhunderten die Kunst am englischen Hofe und in adligen Kreisen bestimmt haben, zu einer Zeit, da von namhaften englischen Künstlern noch keine Rede war.

Der deutsche Kunstinteressierte wird überdies daran denken, daß an Gemälden, geschweige denn an Bildhauerarbeiten englischer Herkunft in unseren Museen, aber auch in Frankreich und in Italien, wenig Nennenswertes vorhanden ist. Doch schon bei diesem Thema tritt uns die Rolle Englands als Inselstaat entgegen. Die „große Zeit der englischen Malerei“ – und so etwas gab es tatsächlich –, die in den kontinentalen Museen recht schwach vertreten ist, findet man in London, in den Provinzmuseen des Weltstaates und in vielen Schlössern, den Landsitzen des Adels. Hier stellte das British Council eine eindrucksvolle Ausstellung zusammen – meist aus Privatbesitz, auch aus dem der Königin Elizabeth II. – und schickte sie auf Reisen nach Köln, Warschau, Zürich und Rom.

Jene anderthalb Jahrhunderte großer Malerei, von etwa 1700 bis 1850, lassen eine erstaunliche Entwicklung vor den Augen der Besucher abrollen. Man wird daran erinnert, wie der Einfluß der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert nicht nur weite Landschaften diesseits der Alpen erfaßt hat, sondern auch in England beherrschend war. Nur Paris, dessen repräsentative wie spielerische Stilarten an allen deutschen Fürstentümern zu Hause waren, Wien und Warschau erfaßten und am kleinsten englischen Landsitz verehrt wurden, dies Paris konnte damals und in den folgenden Jahrzehnten neben jener niederländischen Schule bestehen.

Auch die meisten Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Werke sich nun auf Wanderschaft in Europa befinden, haben sich auf kürzeren Fahrten oder längerer Studienaufenthalten in Frankreich und den Niederlanden und bis nach Italien hinein an Ort und Stelle mit den herrschenden Richtungen vertraut gemacht und sich das angeeignet, was ihnen für ihre Kunstauffassung geeignet erschien. Diese Generation, aus der wir mit Wilson, Hogarth, Gainsborough und



Thomas Gainsborough (1727-1788), Ausschnitte aus „Landschaft mit Milchmädchen und schäkerndem Holzsammler“



Francis Hayman (1708-1776) „Der Tanz der Milchmädchen am 1. Mai“. Der alte englische Brauch des Milchmädchentanzes auf Maifeiern dauerte bis Mitte des 19. Jahrhunderts.

Reynolds die berühmtesten Maler herausgreifen, zeigt bereits ihr eigenes nationales Profil.

Noch spielt der Adel, die Auftragsgeber von Familienporträts und Genrebildern, eine maßgebliche Rolle. Ja, dies eigenartige Verhältnis zu Prinzen, Grafen, Herzögen macht sich bis heute, bis zu dem in England verfaßten Ausstellungstext, bemerkbar. Da ist ein Gemälde von Hogarth in der Ausstellung, raffiniert im Farbauftrag; es stellt eine Szene aus einem Kindertheater dar, das sich vor den „jüngeren Mitgliedern der königlichen Familie im Hause des Obermünzmeisters Conduit im Jahre 1731“ abspielte. Jeder Erwachsene und jedes Kind im adligen Publikum und auf der Bühne wird vom Wissenschaftler, der den Katalog zusammengestellt hat, mit einer liebevollen Genauigkeit genannt – hier die Lady Sophia Fermor, spätere Gräfin Grandville, dort der Herzog von Cumberland usw. usf. Auch vor den weit verbreiteten Jagdszenen soll der heutige Betrachter wissen, wer dargestellt ist, und nicht nur wie die Herren und Damen heißen, sondern auch die betreffenden Pferde. Aber für das Publikum in Warschau und Köln, Zürich und Rom werden die Namen trotzdem Schall und Rauch sein, und man wendet sich lieber dem zu, was gemalt ist und der Art der Darstellung.

Neben diesen galanten Erzählungen des Pinsels haben die Maler von drüben – und auch das scheint uns typisch englisch – auch ein Auge für das Landleben, für die Werktätigen, für das Treiben auf der Themse oder an anderen Gestaden. Zunächst wird freilich auch das „Milchmädchen und der schäkernde Holzsammler“ (Gainsborough) oder der Maifeierbrauch (Hayman) durch die kokette Brille gesehen. Aber mit der Zeit wird alles, Mensch wie Landschaft, immer natürlicher bis zu Wilsons einfachen, reinen Naturausschnitten, in denen der Mensch geborgen erscheint, bis zum schlichten Tischgebet schottischer Landleute (Sir David Wilkie) und bis zu Turners Flußbildern mit den Bauern und dem Vieh.

Mit Turner (gest. 1851) und seinem nicht minder genialen Zeitgenossen John Constable (gest. 1837) sind wir, auch in künstlerischer Hinsicht, bereits an der Schwelle des modernen Zeitalters angelangt. Obwohl der Impressionismus erst eine Generation später in Paris geboren wurde, haben diese beiden Maler die Probleme des Lichtes und der Luft bereits überzeugend angepackt. Himmel und Wasser vereinen sich auf Turners Gemälden zu einem Farbenrausch, wie ihn einige Jahrzehnte später Monet, Renoir und Sisley, der in Paris geborene Engländer, verwirklicht haben. Turner, der letzte der „großen englischen Maler“, stößt in diesem und jenem Bild sogar bis zur abstrakten Kunst vor. Diese Feststellung gehört heute, etwas 120 Jahre nach der Entstehung seiner „Stürmischen See“, zu den überraschenden Entdeckungen der heutigen „abstrakten“ Generation.

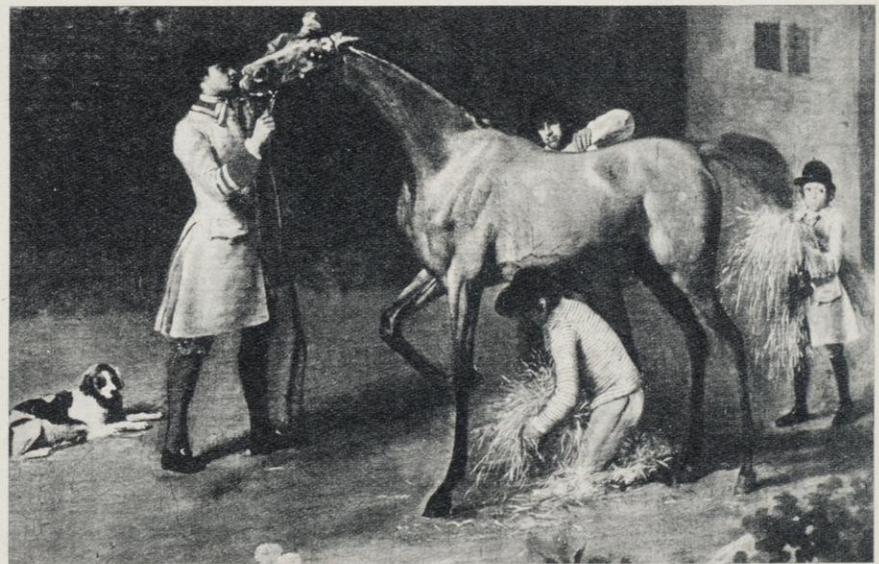
Günther Ott



Samuel Scott: Ausschnitt aus „Die alte Londoner Brücke“ (zwischen 1176 und 1209 entstanden)



William Hogarth: Szene aus einem Schauspiel von Shakespeare – Miranda in „Der Sturm“



George Stubbs (1724–1806) „Ausritt“ (Ausschnitt)



# Kontakte helfen Vorurteile abzubauen

Vom 14. bis zum 26. November 1966 reiste die erste Delegation des Deutschen Gewerkschaftsbundes durch die Sowjetunion. Ihr gehörten an die Vorstandsmitglieder Waldemar Reuter, Günter Stephan, Wilhelm Gefeller, Gerhard Vater und Heinz Vietheer sowie die Gewerkschaftsredakteure Eugen Stotz und Horst Helbig. Die Delegation, die vom Zentralrat der Gewerkschaften der Sowjetunion eingeladen worden war, legte in den 14 Tagen über 6000 km zurück. Sie besuchte die Städte Moskau, Leningrad, Baku, Sumgait, Sotschi und besichtigte Fabriken, Verwaltungen, Schulen und Sanatorien. Über seine Eindrücke berichtet Horst Helbig, verantwortlicher Redakteur der „Quelle“.

gefragt, „daß dein ‚Dreistern‘ einen Preis bekommen hat, der ‚Fünfstern‘ aber nicht, obwohl er doch mehr kostet?“ „Ja“, meinte der Direktor nachdenklich, „das verstehe ich auch nicht, kommt er doch aus demselben Faß.“ Diese freundliche Form der Selbstkritik auch Ausländern gegenüber drückt zugleich ein wachsendes Selbstbewußtsein aus. Den Mitgliedern der DGB-Delegation wurde es auf ihrer Informationsreise durch die UdSSR immer wieder – wenn auch in wechselnder Form – demonstriert. Stärke und Einfluß der Sowjetgewerkschaften gaben dazu häufig Anlaß. Gastgeber der DGB-Delegation, die über 6000 km in diesem Riesenland zurücklegte, war der Zentralrat der Gewerkschaften der Sowjetunion. Er zeigte den deutschen Gästen sehr nachdrücklich, was es bedeutet, wenn Gewerkschaften ein Teil der Staatsmacht sind.

Die Diskussion darüber, ob der DGB und seine Gewerkschaften Kontakte zu den Gewerkschaften der Ostblockstaaten aufnehmen sollten, ist nun endgültig entschieden. Ein erster Schritt war bereits durch den Besuch von Heinz Kluncker in der CSSR und der UdSSR getan worden.

Am Ende ihrer Reise hat die DGB-Delegation eine Einladung an den Vorsitzenden des Zentralrates, W. W. Grischin, ausgesprochen. Inzwischen hat der DGB-Bundesvorstand diese Einladung bestätigt. Im Frühjahr 1967 erwartet der DGB nun den Gegenbesuch einer Delegation der sowjetischen Gewerkschaften. Welchen Sinn haben nun Kontakte dieser Art, welchem Zweck dienen sie? Es besteht kein Zweifel darüber, daß die sowjetischen Gewerkschaften an diesen Kontakten sehr interessiert sind. Die Motive dafür können wir nur vermuten. Dennoch spricht einiges für die Annahme, daß sie in den Zielen der sowjetischen Außenpolitik zu suchen sind und daß die Gewerkschaften hier als Instrument der Außenpolitik eingesetzt werden. Doch unabhängig von Vermutungen können Kontakte dieser Art auch dazu beitragen, die Verkrampfung in den Beziehungen zwischen der Bundesrepublik

und der UdSSR zu lockern; sie können den Kommunisten in den sowjetischen Gewerkschaften begrifflich machen, daß auch die Arbeitnehmer in der Bundesrepublik Frieden und nicht Atombomben wollen. Hier liegt ein vernünftiger Sinn dieser Reise, und schon allein darum lohnt es sich, Kontakte aufzunehmen.

Wer jedoch glaubt, daß die DGB-Gewerkschaften für ihre Arbeit in der Bundesrepublik Einrichtungen der sowjetischen Gewerkschaften übernehmen, daß sie etwas für ihre praktische Arbeit lernen oder gar „Errungenschaften“ aus der Sowjetunion hier einbauen könnten, der verkennt das Wesen einer totalitären Staatsordnung, wie sie in der UdSSR nun einmal besteht. Er macht sich aber auch Illusionen über die wirkliche Rolle der Gewerkschaften in diesem Staat. Der Zentralrat ist die Spitze von 24 Fachgewerkschaften mit insgesamt 82 Millionen Mitgliedern. Es ist eine zentralistisch aufgebaute Organisation, die von Kommunisten straff geführt wird. Da die Finanzhoheit beim Zentralrat liegt, verfügt die Organisation über unbegrenzte finanzielle Mittel; sie kann außerdem jederzeit auf die Unterstützung des Staatsapparates zurückgreifen.

Organisationssekretär Procherow vom Zentralrat nannte als Hauptaufgaben seiner Organisation:

- Die Mobilisierung der Arbeiter und Angestellten für die Erfüllung der staatlichen Pläne zur Entwicklung der Volkswirtschaft;
- die Sicherung der Sowjetunion;
- die Sicherung des Wachstums der Produktivität.

Damit die Gewerkschaften diese von der Regierung gestellten Aufgaben erfüllen können, sind ihnen weitreichende Rechte zugestanden worden. Die Betriebsgewerkschaftsleitung, die Grundorganisation aller Gewerkschaften, die es in jedem Betrieb gibt, bestimmt in allen betrieblichen Fragen mit. Es ist nicht übertrieben, wenn sowjetische Gewerkschafter voll Stolz behaupten, daß im Betrieb ohne sie keine Entscheidung gefällt wird. Und wenn der Werksdirektor vor den deutschen Gästen über seine Aufgabe und über das Werk berichtete, dann stand ihm – als Gleichberechtigter – der Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung zur Seite.



Rund 7 Millionen Werktätige und ihre Familienangehörigen beteiligen sich in Laienkunstzirkeln. Unser Bild zeigt eine Arbeiterin aus Rostow am Don bei der Arbeit und bei der Probe eines Spiels.

In einer technischen Berufsschule werden Jugendliche in der Montage von Funkanlagen unterwiesen.

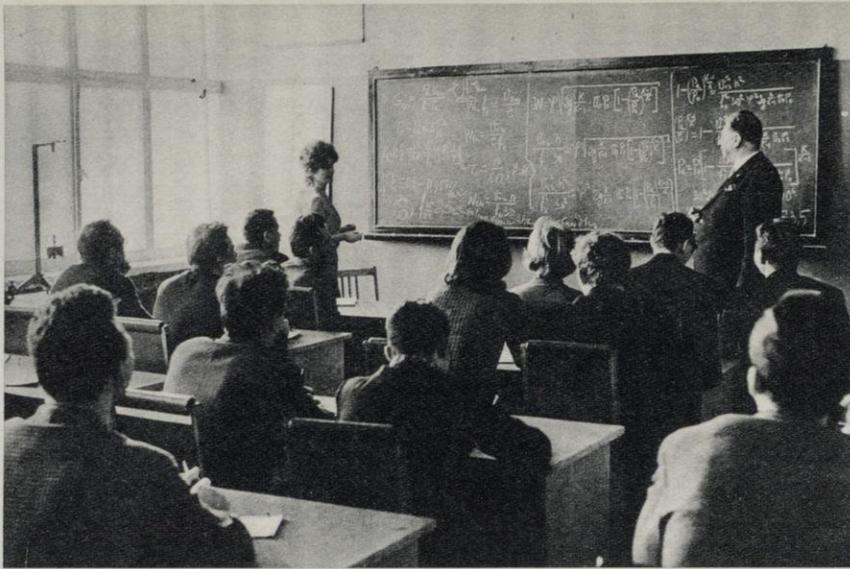


wachsenden Lebensstandard gebracht. Sie können außerdem damit rechnen, daß dieser Anstieg auch weiter anhalten wird. Noch ist das durchschnittliche Monatseinkommen von 100 Rubeln recht bescheiden, auch wenn man berücksichtigt, daß viele Arbeiter in den wichtigsten Industrien Prämien und Leistungszulagen erhalten. Die Wohnungen sind ungewöhnlich billig, die Mieten machen höchstens sechs bis acht Prozent des Einkommens aus. Aber der Wohnraum ist so knapp, daß heute noch nur eine Wohnfläche von sechs Quadratmeter pro Kopf im Landesdurchschnitt zugestanden wird.

Diese scheinbar umfassende Form der Mitbestimmung hat jedoch in den Augen eines westdeutschen Gewerkschafters einen entscheidenden Fehler. Die Grenzen für diese Mitbestimmung sind festgelegt im Volkswirtschaftsplan. In ihm sind ebenfalls – und zwar durch die Regierung – Löhne, Urlaub und Arbeitszeit bestimmt. Hier haben die Gewerkschaften nichts zu bestimmen. Die Gewerkschaftsführung hat zwar ein Mitspracherecht bei der Aufstellung und Verabschiedung der Pläne. Dort versucht sie sicherlich, die Interessen der Arbeitnehmer soweit wie möglich zu vertreten. Doch wenn die Forderung der Partei nach größerer Produktivität dem Wunsch der Arbeiter nach mehr Lohn oder mehr Konsumgütern entgegensteht, dann entscheidet auch die Gewerkschaftsführung gegen den Wunsch der Arbeiter. Sie muß darüber hinaus diese Entscheidung nicht nur begründen und verteidigen, sondern die Werktätigen

auch noch davon überzeugen, daß diese Entscheidung dem wahren Interesse der Arbeiter entspricht. Weil dies so ist, darum unterscheiden sich die Argumente sowjetischer Gewerkschaftsführer, wenn sie von der Planerfüllung sprechen, kaum von denen westdeutscher Arbeitgeber, wenn sie den Gewerkschaften die Forderung nach höheren Löhnen ausreden wollen. Während sich die DGB-Gewerkschaften mit Recht gegen die Absicht wehren, Lohn-erhöhungen am volkswirtschaftlichen Produktivitätszuwachs zu orientieren, wären viele sowjetische Arbeiter froh, wenn ihre Löhne überhaupt in diesem Ausmaß erhöht würden. Nun kann niemand bestreiten, daß die Sowjetunion seit ihrer Gründung im Jahre 1917 einen stetigen Aufschwung zu verzeichnen hatte. Dieser Aufschwung war nicht so steil, wie in einigen westeuropäischen Ländern. Doch den Menschen in diesem Land hat er einen

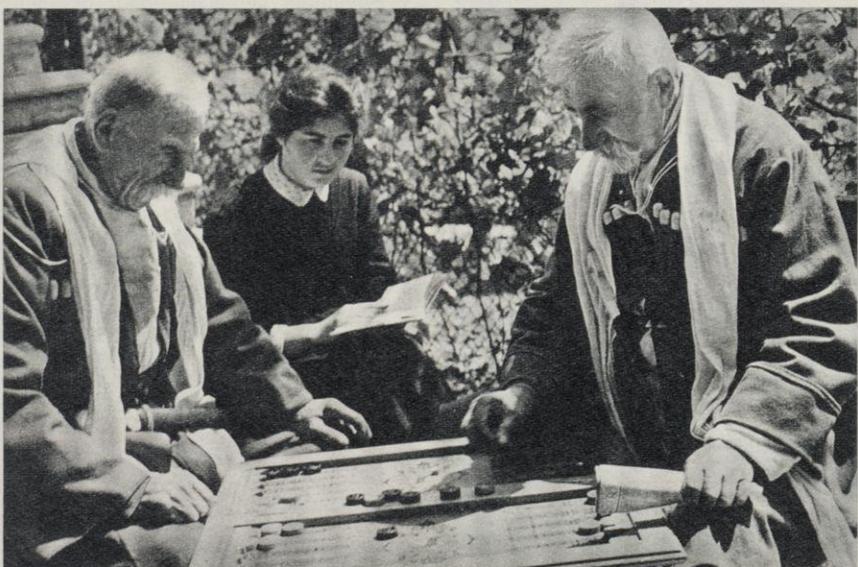
An der technischen Hochschule bei den Moskauer Automobil-Werken „Lichatschew“ studieren 1300 Personen.



Der Arbeiter Dimitri Titow, Rationalisator in einem der Moskauer Betriebe, bespricht mit Arbeitskollegen einen Verbesserungsvorschlag.



Arbeiter der Lederfabrik von Kasan bei der Rast während eines Ausflugs.



Der Lebensabend der 94jährigen Brüder Wladimir und Taras Gogol, die in Gruzien leben, ist gesichert.

Es wird sehr viel gebaut in der Sowjetunion. Wohnungsfabriken, Betriebe also, die Fertigwohnungen in großen Häuserblocks herstellen, errichten vor allem in den großen Industriestädten neue Wohnviertel. Aber dennoch wird es viele Jahre dauern, bis die Sowjetbürger einen Wohnungsstandard erreicht haben, der sich mit dem in westlichen Ländern vergleichen läßt.

#### Alte und Kinder

In einem Gespräch meinte ein sowjetischer Gewerkschafter, daß es in der UdSSR zwei bevorzugte Klassen gebe, nämlich die Kinder und die Rentner. Das mag ein wenig überspitzt formuliert sein, doch soweit es sich auf die Kinder bezieht, scheint es der Wahrheit sehr nahekommen. Es ist eine der erfreulichsten Erscheinungen, daß man sich in einem Gesellschaftssystem, das so betont den technischen Fortschritt auf seine Fahnen geschrieben hat, mit so viel Liebe um die Kinder bemüht und auch erhebliche Mittel bereitstellt, um diese Kinder zu fördern.

In dem „Kinderkombinat“ der Moskowsch-Werke – so der Betriebsjargon für die Kinderkrippe und den Kindergarten – wurde die Behauptung des sowjetischen Gewerkschafters bestätigt. Diese Tages- und Wochenstätte, für Kinder bis zum schulpflichtigen Alter von sieben Jahren, ist vom Werk für die Kinder der Arbeiter und Angestellten gebaut worden. Die Eltern müssen – je nach Einkommen und Kinderzahl – 4 bis 12,50 Rubel je Kind im Monat zahlen. 40 Rubel gibt der Staat für jedes Kind dazu.

Das „Kinderkombinat“ ist mit Liebe und pädagogischem Geschick eingerichtet worden. Die Kinder reagieren frisch und munter, aber sie wirken disziplinierter als wir es von Gleichaltrigen bei uns gewöhnt sind. An einem Tisch spielte eine Gruppe Fünfjähriger Bilderlotto. Auf der Rückseite einer jeden Karte waren die Namen der Früchte und Blumen in russischer, englischer, deutscher und französischer Sprache aufgedruckt.

Doch diese Kindergärten sind nicht nur pädagogische Mustereinrichtungen und Stätten liebevoller Betreuung, sie sind mindestens in gleichem Maße Zellen zur Bildung eines „sozialistischen“ Bewußtseins, wie es in der offiziellen Parteisprache heißt. Wenn ein frischer Chor von fünf- und sechsjährigen Mädchen und Jungen singt: „Der Rote Oktober ist der schönste Tag meines Lebens“, dann wird damit zugleich eine politische Ordnung demonstriert.

Diese Ordnung beruht auf der Herrschaft der Kommunistischen Partei, deren Funktionäre eifrig darüber wachen, daß Lockerungen, die in einigen Bereichen der Gesellschaft zugelassen werden, niemals so weit gehen, daß sie die Herrschaft ihrer Partei gefährden könnten. Als Symbol für diese Entschlossenheit kann das Leninbild gelten, das in keinem Schulraum fehlt, in jedem Spiel-

**Schafhirten mit Mittelschulbildung sind gewohnte Gestalten in den kirgisischen Dörfern. Die Hirtin Burultscha Scharschenbajewa hat 1965 die Mittelschule absolviert.**

zimmer eines Kindergartens hängt und erst recht in den Betrieben und bei den Behörden die Menschen immer an die allgegenwärtige Partei erinnert.

### Das Bildungssystem

Das sowjetische Bildungssystem gilt in der Bundesrepublik als fortschrittlich und in vieler Hinsicht gar als vorbildlich. Wir hatten leider nur wenig Gelegenheit, dieses System kennenzulernen. Doch der kurze Einblick war recht aufschlußreich.

Wir besichtigten in Leningrad die Mittelschule Nr. 75, die von 644 Jungen und Mädchen aus dem zuständigen Schulbezirk besucht wird. Die Schulpflicht beginnt in der Sowjetunion mit dem 7. Lebensjahr und dauert für die Realschüler 10 Jahre. Seit zwei Jahren ist die Mittelschule Nr. 75 eine „deutsche Schule“. Das bedeutet, für die Kinder vom 2. Schuljahr an – also vom 9. Lebensjahr ab – wird erweiterter deutscher Unterricht erteilt. Acht Lehrerinnen, die die deutsche Sprache studiert haben, erteilen diesen Unterricht. Die Klasse, die 30 Kinder zählt, wird für den Deutschunterricht in drei Gruppen zu je zehn Kindern aufgeteilt. Für jede dieser Gruppen steht eine Lehrerin zur Verfügung. Damit sind natürlich ungewöhnlich günstige Voraussetzungen für den Unterricht geschaffen. Und die Kinder führten den Gästen aus der Bundesrepublik recht eindrucksvoll vor, was sie gelernt hatten. Das Unterrichtsgespräch ließ die deutschen Besucher beinahe vergessen, daß die Schule mitten in Leningrad liegt, deutsche Lieder und Gedichte wurden fehlerfrei vorgetragen.

Der Deutschunterricht beträgt je nach Lebensalter vier bis sieben Stunden in der Woche. „Die Kinder lieben die deutsche Sprache und zeigen großes Interesse“, meinte zufrieden die Direktorin, und eine der Lehrerinnen verriet, daß das eine oder andere Kind schon einmal die Hausarbeiten vernachlässigt hat, niemals aber die Aufgaben für den Deutschunterricht.

Es gibt in Leningrad, so wurde uns versichert, sechs „deutsche Schulen“. Nach dem gleichen Prinzip arbeiten in der Stadt „englische“, „französische“ und „spanische“ Schulen.

Wenn aber Eltern aus dem Schulbezirk 75 glauben, daß es für ihr Kind besser sei, die französische Sprache zu erlernen, dann können sie ihr Kind in einen Bezirk schicken, in dem es eine „französische Schule“ gibt.

Eine pikante Note hatte für die DGB-Delegation der Schmuck an den Wänden des Klassenraumes. Er bestand aus Ulbricht-Parolen von der friedlichen DDR und über den Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik. Daß hier die Bundesrepublik nicht existiert, wird kaum jemand verwundern. Wie es in den Lesebüchern für den Deutschunterricht aussieht, kann sich jeder selbst ausmalen. In den zurückliegenden Jahren war in der Bundesrepublik wiederholt davon die



Rede, daß sich innerhalb des kommunistischen Systems liberale Tendenzen durchzusetzen begännen. Es wurde sogar die Ansicht vertreten, daß dieser Trend eine zwangsläufige Folge der industriellen Entwicklung sei.

Führende sowjetische Gewerkschafter, die wir danach befragten, haben diese Ansichten und Erwartungen als unrealistisch abgetan. Die vielzitierte „Neue Methode zur Leitung der Wirtschaft“, so wurde den Delegationsmitgliedern dargelegt, ist der Versuch, eine größere wirtschaftliche Effektivität zu erreichen. Daß die Kommunisten dabei die Stabilität ihrer Herrschaft nicht beeinträchtigen lassen wollen, gaben sie unverblümt zu verstehen. Gegenwärtig experimentieren sie, und sie geben zu, daß sie noch nicht wissen, wie sie ihr Experiment zu Ende

bringen werden. Nach ihren Berichten sollen die 1000 Versuchsbetriebe, in denen die neue Methode angewendet wird, schon bessere Produktionsergebnisse aufweisen.

Das mag zutreffen, wenn man bedenkt, daß z. B. das Moskwitsch-Werk in Moskau mit einer Belegschaft von 15000 Frauen und Männern täglich 280 Personenkraftwagen vom Band laufen läßt. Hier stecken noch ungenutzte Rationalisierungsreserven.

### Gastfreundschaft

Unvergeßlich wird für alle Delegationsmitglieder die herzliche Gastfreundschaft bleiben, mit der sie überall aufgenommen worden sind. Diese Herzlichkeit war

sicher nicht nur das Ergebnis politischer Taktik. Auch der Wunsch nach Frieden, der immer wieder laut wurde, in Moskau und Leningrad ebenso wie in Baku, ist zweifellos ehrlich gemeint. Daß die Delegation ausgerechnet in Baku bei ihrem Eintreffen in den Abendstunden von einem großen Feuerwerk begrüßt wurde, das den Tag der sowjetischen Artillerie und Raketenwaffe feierte, ist – in den Augen der Sowjetmenschen – kein Widerspruch zu ihrem Wunsch nach Frieden.

**Fotos: Fotokombinat des Verbandes der sowjetischen Gesellschaften für Freundschaft und kulturelle Verbindungen mit dem Ausland.**

# Deutschlandpolitik am Wendepunkt

Von Christian Götz

Im Jugendbericht der Bundesregierung aus dem Jahre 1965, der in einigen Wochen im Bundestag diskutiert werden soll, heißt es u. a. wörtlich: „Etwa vier Fünftel der Jugend halten die Wiedervereinigung Deutschlands für die unabdingbare, vordringliche politische Pflicht, auch wenn die Aussichten dafür einstweilen sehr gering und der Weg langwierig sein mögen. Über die Hälfte ist ‚unter allen Umständen‘ – mit Ausnahme eines Krieges – dafür. Drei Viertel lehnen es ab, die Oder-Neiße-Grenze anzuerkennen: dabei sind keine ‚revanchistischen‘ oder überhaupt aggressiven Tendenzen im Spiel.“

Regierung und Parteien in Bonn haben diese Zahlen begrüßt und als Bestätigung für die Richtigkeit ihrer bisherigen Deutschlandpolitik gewertet.

Nach meiner Ansicht muß diese Reaktion in doppelter Hinsicht als falsch bezeichnet werden. Zunächst ist es angebracht, deutlich Mißtrauen entgegen der Untersuchungsmethode oder der Auswertung der Untersuchungsergebnisse anzumelden. Bei diesen Zweifeln befinde ich mich mit vielen Wissenschaftlern und Fachleuten in Übereinstimmung. Sind die Jugendlichen sich z. B. über die Konsequenzen klar, wenn sie die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie auf jeden Fall ablehnen? Hat der Fragesteller sie entsprechend aufgeklärt oder zumindest erforscht, wie weit das politische Tatsachenwissen der Jugendlichen in dieser Sache reicht? Ohne diese Voraussetzungen sind die im Jugendbericht wiedergegebenen Zahlen ziemlich wertlos. Man wird das Gefühl nicht los, daß es der früheren Bundesregierung an vielen Stellen ihrer Dokumentation nicht darum ging, ohne Wertung wissenschaftlich exaktes Material zur Verfügung zu stellen, sondern bestimmte eigene politische Meinungen und sogar ideologische Vorstellungen zu untermauern.

Damit komme ich zum zweiten Punkt, der von noch wesentlich größerer Bedeutung ist. Auch dann, wenn die zitierten Zahlen unzweifelhaft ein tatsächliches Bild über die Haltung der Jugend zeichnen würden, wäre Zufriedenheit unangebracht. Ich habe die Kritik am Jugendbericht nämlich bewußt an den Anfang meiner Ausführungen gestellt, weil diese Reaktion der Zufriedenheit typisch für die bisherige Wiedervereinigungspolitik ist sowie für den Geist, in dem sie betrieben wurde. Selbst wenn es der Bundesregierung, den politischen Parteien und den in dieser Frage besonders engagierten Verbänden gelungen sein sollte, den Wiedervereinigungswillen der Bevölkerung in der Bundesrepublik wachzuhalten, so ist das doch im günstigsten Falle nur ein kleiner Teil einer erfolgreichen Deutschlandpolitik. Damit ist noch kein einziger konstruktiver Schritt zu einer tatsächlichen Überwindung der deutschen Spaltung getan. Niemand kann bestreiten, daß wir heute weiter von der Wiedervereinigung entfernt sind denn je. Deshalb helfen uns auch noch so oft wiederholte Proklamationen, daß das deutsche Volk sich nie mit der Trennung abfinden würde, überhaupt nicht mehr. Sie haben es übrigens nie getan. Diese Erkenntnis setzt sich auch immer mehr innerhalb der Bevölkerung, insbesondere bei den politisch interessierten Bürgern, durch.

Deshalb war es zu begrüßen, daß der Deutsche Gewerkschaftsbund und das Kuratorium Unteilbares Deutschland ihrer gemeinsamen Arbeitstagung, die zu Anfang dieses Jahres in Berlin statt-



fand, das Motto „Deutschlandpolitik am Wendepunkt“ gaben. Dabei waren, wie sich bald herausstellte, die Referenten und alle Diskussionsteilnehmer im Prinzip darin einer Meinung, daß dieser Wendepunkt nicht etwa durch die Deutschen selbst herbeigeführt wurde. Wir müssen vielmehr feststellen, daß die weltpolitische Situation in Ost und West in Bewegung geraten ist. Deshalb sind wir gerade in der Deutschlandpolitik aufgefordert, flexibel zu reagieren. Wir können nicht an starren Formeln festhalten. Sonst geraten wir in die Gefahr – zum Teil ist das schon geschehen –, von beiden Seiten als Störenfriede einer internationalen Entspannungspolitik angesehen zu werden.

Mit den letzten Sätzen habe ich schon wesentliche Argumente der beiden Referenten dieser Arbeitstagung, Günter Stephan vom DGB-Bundesvorstand und Wolfgang Schütz vom Kuratorium Unteilbares Deutschland, wiedergegeben. Günter Stephan berichtete ausführlich über die Initiativen, die von gewerkschaftlicher Seite zur Verbesserung der Beziehungen zu den osteuropäischen Ländern entwickelt wurden. Er hob hervor, daß die Gewerkschaftsjugend z. B. schon seit vielen Jahren regelmäßig zu Gedenkstätten nationalsozialistischen Unrechts nach Polen und in die CSSR fahre. Inzwischen beteilige sie sich auch an Studienreisen in diese Länder. In absehbarer Zeit würden sich weitere Konsequenzen aus der erfolgreichen Reise einer DGB-Delegation in die Sowjetunion ergeben. Eine Gegeneinladung an führende sowjetische Gewerkschaftler sei bereits ausgesprochen worden.

Den Sinn der Kontakte sieht der Referent vor allen Dingen darin, daß sie uns eine Möglichkeit der Selbstdarstellung bieten. Andererseits können sich unsere Gäste

bei Gegenbesuchen davon überzeugen, daß auch ihnen oft ein verzerrtes Bild über die Verhältnisse in der Bundesrepublik vermittelt wird.

Günter Stephan unterstrich, daß eine aktive und erfolgreiche Ostpolitik eine unerläßliche Voraussetzung dafür sei, das Klima für Wiedervereinigungsgespräche zu verbessern. Kontakte zum FDGB lehnte er, so lange der Schießbefehl besteht, für den DGB eindeutig ab.

Wolfgang Schütz unterstrich, daß das große Gespräch zwischen Ost und West – zum Teil über unseren Kopf hinweg – bereits in vollem Gange sei. Als Deutsche müßten wir unseren Standpunkt „alles oder nichts“ endgültig aufgeben und in diesen Dialog mehr einbringen als unsere immer wiederholte Hoffnung auf die Wiedervereinigung. Vor allen Dingen sei es – ausgehend von der völlig unterschiedlichen Entwicklung in den beiden Teilen Deutschlands – erforderlich, konkrete Vorschläge für Übergangslösungen zu erarbeiten. Er stimmte Günter Stephans grundsätzlichen Ausführungen zur Ostpolitik uneingeschränkt zu, unterstrich aber gleichzeitig die Notwendigkeit, auch die Westpolitik zu aktivieren. Der Referent nahm dann zu verschiedenen Detailfragen Stellung. Dabei vertrat er den Standpunkt, daß es sich bei allen Bezeichnungen – wie z. B. bei dem heißumstrittenen Begriff DDR – um innerdeutsche Angelegenheiten handele. Die Verwendung habe darnach mit staatlicher Anerkennung nichts zu tun. Des weiteren forderte er Fernsehen, Rundfunk und Presse auf, Falschmeldungen und unberechtigten politischen Angriffen aus der DDR umgehend zu begegnen. Er sprach sich dafür aus, zukünftig am 17. Juni nicht viele kleine und schlechtbesuchte Feierstunden, statt dessen we-

nige überzeugende Großveranstaltungen durchzuführen.

Abschließend nahm der geschäftsführende Vorsitzende des Kuratoriums ausführlich zur wichtigen Frage der Kontakte zur DDR Stellung. Er plädierte nach dem Scheitern des Redneraustausches für eine „Fortsetzung des Dialoges in jeder sich bietenden Form“. Das Kuratorium biete sich dafür als Plattform an. Herbert Wehner habe auf einer der letzten Kuratoriumstagungen ausdrücklich hervorgehoben, daß in dessen Rahmen in eigener Verantwortung auf allen Ebenen Dialoge mit Vertretern aus der DDR möglich seien.

## Jugend will Klarheit

Die beiden Referate lösten eine umfangreiche und lebhafte Diskussion aus. Dabei drängten die Vertreter der Gewerkschaftsjugend auf eine Klärung der Frage, was die politisch engagierte Jugend in der gegebenen gesamtdeutschen Situation noch konkret für die Wiedervereinigung tun könne. Sie machte dafür selbst eine Reihe von Vorschlägen und plädierte in diesem Zusammenhang für die größere Mitarbeit in den politischen Parteien und in den Gremien des Kuratoriums Unteilbares Deutschland, verstärkte Kontaktpflege zur Jugend in den osteuropäischen Staaten und in der DDR, ständige Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung im anderen Teil Deutschlands, Stärkung des politischen Willens zur Vervollkommnung unserer eigenen Gesellschaftsordnung, für die Erarbeitung von Modellen für ein wiedervereinigtes Deutschland und letztlich für die Mitwirkung bei der Umgestaltung des „Tages der deutschen Einheit“.

# Internationales Seminar in Oxford

Auf Einladung der Post Office Engineering Union – POEU – kamen per Flugzeug, Eisenbahn und Schiff aus Großbritannien, Luxemburg, Österreich, der Schweiz und Deutschland junge Gewerkschafter nach Oxford, um über viele Fragen zu diskutieren, die junge Menschen ohne Unterschied der Nationalität interessieren.

In der berühmten Universitätsstadt, oft sehr passend als eine Stadt voll verträumter Türme bezeichnet, besprach man mit jugendlichem Elan und Schwung Probleme der Jugend, Fragen des Gemeinsamen Marktes und der EFTA sowie die Notwendigkeit und die Möglichkeit der Hilfe an unterentwickelte Länder.

Das gute Frühstück, der Tee und der Sonnenschein weckten jeden Tag in den Seminarteilnehmern sämtliche Lebensgeister. Diese waren notwendig, um die Eindrücke, die bei den Diskussionen und auf den Rundfahrten (Coventry, Stratford-on-Avon, London) gesammelt wurden, zu verarbeiten.

In Großbritannien kennt man außer den Pfadfindergruppen keine aktive Gruppenarbeit und keine eigenständige Jugendpolitik auf gewerkschaftlicher und politischer Basis. Tradition und Erfahrung sind dominierend, und viele ältere Kollegen meinen, daß es den jüngeren an Wissen und Erfahrung fehle. Ob wohl ein gewisses Verständnis für die Probleme der Jugendlichen fehlt?

Am Arbeitsplatz hat der Jugendliche wie ein Erwachsener seine Arbeit zu leisten; gesellschaftspolitisch jedoch wird er nicht anerkannt. Darin liegt der Grund für die Form des Protestes der Jugend gegen die Gesellschaft, in der sie lebt.

In der Rolle des Beatles, gar mit Minirock und Sex-Pulli, wird versucht, sich als Person bestätigt zu fühlen. Die Jugendlichen heiraten zwar durchschnittlich schon mit 20 Jahren, beginnen jedoch erst mit 30 bis 35 Jahren mit einem eigenen Engagement in Politik und Gewerkschaft. Die Diskussion während des Seminars zeigte allerdings, daß ein Teil der britischen Jugend versucht, dieses konservative Korsett zu sprengen.

Zu den sogenannten traditionellen Leitbildern der jungen Menschen in England gehört Heinrich V. Dieser König führte vor seiner Regierungszeit einen sehr leichtsinnigen Lebenswandel. Als Regent wandelte er sich vollkommen. Er wurde der Vater seines Reiches. Im Geburtsort Shakespeares, Stratford-on-Avon, sahen die Seminarteilnehmer das Drama „Heinrich V.“ in einer hervorragenden Aufführung des königlichen Shakespeare-Theaters. Die beeindruckende Inszenierung betonte vor allem die Abscheulichkeit des Krieges und ließ den Patriotismus in den Hintergrund treten.

Bei der Besprechung dieses Theaterstückes wurde von den Jugendlichen nicht vordergründig des Vergangenen gedacht, sondern an Gegenwart und Zukunft. Jetzt kann die Menschheit durch Menschen vernichtet werden. Es ist bei rationeller Prüfung wahrscheinlich, daß das geschehen wird, wenn wir nicht neue Formen des politischen Zusammenlebens entwickeln. So sagt Friedrich Sieburg in „Die Lust am Untergang“: „Wer uns mit einer Schilderung unterhält, wie ein radioaktiver Sowjetnebel die Stadt New York demnächst einhüllen wird, der kann auf gespanntes Zuhören rechnen.



Hydepark – Speakerscorner

Der Alltag der Demokratie mit seinen tristen Problemen ist langweilig, aber die bevorstehenden Katastrophen sind hochinteressant. Niemand läßt einen Schrei des Protestes laut werden. Im Gegenteil, die Unterhaltung belebt sich, die Phantasie kommt in Bewegung; wo einst Paris stand, da wird eine mit Kratern übersäte Steppe sein, über die ein letzter Soldat unbekannter Nationalität unter einer schnauzenförmigen Maske dahinirrt.“

So weit darf es nicht kommen, und als Zeichen der Versöhnung zwischen den Völkern steht die Kathedrale in Coventry. Die hier bekundete Gastfreundschaft auch gegenüber den deutschen Besuchern muß besonders hoch gewertet werden. Man sagte, wenn der Dom nicht zerstört worden sei, dann wäre kein Grund des Besuches von Coventry gegeben. Der Film vom Wiederaufbau der durch deutsche Bomben zerstörten Kathedrale enthielt keine deutschfeind-

lichen Tendenzen. Die neue Kathedrale, die unter Mithilfe von Mitgliedern der „Aktion Sühnezeichen“ entstanden ist, erhielt aus allen Teilen der Welt (z. B. Tanganjika, Kreilin, Kiel, Jerusalem, Wolgograd usw.) Geschenke von Menschen, die an den Willen von Coventry und an die Botschaft der Hoffnung glauben.

Während des Besuches traf die Gruppe überall, ob in den Straßen Londons, im Pub-House, im Morris-Automobilwerk usw., auf freundliche und aufgeschlossene Menschen. Das Seminar fand guten Anklang, und es fanden sich viele Freunde. Es ist schön, sagen zu können, daß dieser Besuch in Oxford alte Freundschaften festigte und neue geschaffen hat.

Micel aus Birmingham und Alan aus Kent, die im vorigen Jahr zum Austauschbesuch in Deutschland waren,

haben schon eine Jugendgruppe aufgebaut. Dirk aus Coventry hat in einem Jahr schon gut Deutsch gelernt. Reinhold aus Braunschweig kann sich jetzt mit seinem Englisch verständlich machen.

Alle, ob Österreicher, Schweizer, Deutsche, Engländer oder Luxemburger, haben mitgeholfen, daß ein solch prächtiges Verstehen und eine hoffentlich dauerhafte Freundschaft entstehen konnte.

Wir sagen vielen Dank unseren reizenden und hilfsbereiten Gastgebern und hoffen auf ein Wiedersehen beim „3. Internationalen Seminar“ in der Schweiz.

Ingeborg Lilienthal

Foto: Horst Nusser

# Heimat New York

## Die Herrlichkeit einer großen Stadt

**John Steinbeck, amerikanischer Schriftsteller und Nobelpreisträger, wird am 27. Februar 65 Jahre. Seine bekanntesten Romane sind „Früchte des Zorns“, der ihm internationale Anerkennung und den Pulitzer-Preis brachte, und das amerikanische Epos „Jenseits von Eden“.**

Als ich im Jahre 1925 zum erstenmal nach New York kam, kannte ich keine richtige Großstadt. Ich fuhr mit dem Schiff von San Francisco, Touristenklasse. Es war November. Da blickte ich nun durch eine Schiffluke auf die große Stadt und schauderte. Was ich sah, erschien mir ungeheuerlich: Kahle, hohe Häuser ragten den Wolken entgegen, Lichter flackerten durch den Schnee. Ich schlich mich an Land – angsterfüllt, frierend, Panik im Magen.

Sogleich besorgte ich mir Arbeit auf einem Bau und zog in ein Zimmer in Brooklyn, drei Treppen hoch. Es gibt nichts Einsameres. Mein Bau war die Radrennbahn im Madison Square Garden. Es gab Überstunden und doppelte Überstunden. Ich war groß und kräftig. Meine Arbeit war Zement anzurollen – in einer langen Reihe von Schubkarren, einer hinter den andern, Stunde für Stunde. Ich war doch nicht so groß und stark, wie ich dachte – fast hätte es mich umgebracht. Aber vielleicht war es meine Rettung, denn ich war viel zu erschöpft, um von meiner Umgebung Notiz zu nehmen. Die meisten Arbeiter in der Schubkarrenlinie waren Neger, sehnige Männer, die gewiß nicht groß und kräftig aussahen – trotzdem schoben sie die 150-Pfund-Ladungen wie Puppenwagen. Sie schwatzten bei der Arbeit und sie sangen. Es war, als ob sie niemals ermüdeten – zehn, fünfzehn und manchmal achtzehn Stunden am Tag. Es gab keinen Sonntag: Sonntag war doppelter Lohntag, goldener Überstundentag: zwei Dollar pro Stunde. Wenn einer umfiel – fünfzig andere warteten nur darauf, um seinen Platz einzunehmen.

Das Bild der Großstadt ist verschwommen – schmerzende Glieder, Lichter und das Rollen der U-Bahn, drei Treppen hinauf in ein Zimmer mit schmutzigen, grünen Wänden, halbgewaschen ins Bett fallen, Essen im Kochtopf, kalter Kaffee in der Kaffeekanne, Straßenpflaster, das unter meinen Beinen zu schwanken schien –, dann wieder Schubkarren.

Alles ist verwirrt, wie ein Fiebertraum. Große Öfen voll glühender Kohle, um unsere Hände anzuwärmen – wie oft wärmte ich meine, aus denen jedes Gefühl entschwunden war, nur um mich ausruhen zu können.

Ich entsinne mich nicht genau, wie lange ich Bauarbeiter blieb – es scheint unendlich, und doch waren es nicht mehr als vier Wochen, vielleicht sechs, bis die Radrennbahn fertig war und das Sechstagerrennen stattfand, mit Tex Richard, dem gefeierten Meister, der uns Bauarbeiter alle beglückwünschte, Neger und Weiße, ohne Unterschied. Ich zitterte noch heute, wenn ich dort vorbeikomme.

## Hungrig und verliebt

Um jene Zeit kam mein Onkel aus Chicago nach New York. Er machte in Werbung – reich und erfolgreich mit enormen Beziehungen. Ein sagenhafter Mann. Er mietete ein Appartement im Commodore, bestellte zu jeder Tages- und Nachtzeit Bier oder Kaffee und belegte Brote aufs Zimmer und schickte Telegramme, selbst



Ein Sonntagvormittag in Greenwich Village. Ein Neger spielt Gitarre, daneben eine Chinesin.

wenn sie nicht dringend waren. Besonders die Telegramme erschienen mir lukullisch. Mein Onkel verschaffte mir eine Anstellung als Reporter bei der „New York American“ in William Street. Ich hatte keine blasse Ahnung vom Berichten und glaube heute noch, daß meine fünfundsiebzig Dollar Wochenlohn ein Totalverlust für die Zeitung waren. Ich wurde Brooklyn und anderen fremden Stadtteilen zugeteilt, wo ich den Weg verlor und stundenlang umherirrte, statt das mir zugewiesene Material zu sammeln. Niemals lernte ich es, eine Photographie aus dem Schreibtisch zu stehlen, wenn sie nicht freiwillig zu haben war, und oft ließ ich – gefühlsmäßig so tief in die Geschichte der Menschen verwickelt, daß ich sie nicht preisgeben vermochte – meinen Bericht einfach unter den Tisch fallen.

Weshalb man mir nicht nach der ersten Woche den Laufpaß gab, ist mir unklar; wahrscheinlich steckte mein Onkel dahinter. Nach kurzer Zeit avancierte ich zum Kriminalreporter. Ich wußte nichts von Gerichtsprozedur, betrat das Pressezimmer des Amtsgerichtes Park Row als völliges Greenhorn, doch meine Kollegen, fast alle erfahrene Journalisten, standen mir in unvergeßlicher Weise zur Seite.

Ich lernte, wo man einen guten Anzug oder eine saftige Skandalgeschichte aufstöbert, welcher Richter Reklame suchte und welcher sie verabscheute. All dies und anderes – Unbezahlabares – verdanke ich meinen Kollegen, aber trotzdem lernte ich sie niemals näher kennen; ich wußte nicht, wo oder wie sie wohnten und was sie mit ihrer Freizeit angingen.

Daran war ein Mädchen schuld. Ich kannte sie aus Kalifornien. Sie war bildschön und sang im Chor der „Greenwich Village Follies“ – hundert Dollars die Woche, nur weil sie dekorativ aussah. (Das war ihr Glück, denn sonstige Talente besaß sie nicht.) Ich war bis über beide Ohren in sie verliebt.

New York war verwandelt. Mein Mädels wohnte in Gramercy Park, und ich zog natürlich in dieselbe Gegend. Das Park Wood Hotel war ein alter Kasten, wo man sechs Treppen hoch für sieben Dollars pro Woche ein winziges Zimmer mieten konnte. Dort schwebte ich hoch über dem Alltag in einem goldenen Märchenland romantischer Träume. Sie zahlte für so manches kleine Festessen à deux, denn ihr Gehalt war viermal so hoch wie meins – und Abend für Abend wartete ich nach der Vorstellung auf sie vor dem Theater. Sie war sehr lieb zu mir. In einem kleinen

italienischen Restaurant sprachen wir bei einer Flasche Rotwein (von ihr gespendet) über die Zukunft. Ich wollte Schriftsteller werden – Romanschriftsteller. Dagegen hatte sie im Grunde nichts einzuwenden, doch meinte sie, ich müßte erst einmal Geld verdienen, wie mein Onkel. Ich lebte nur für uns beide. New York und seine Bewohner glitten an mir vorbei – unwichtige Nebenrollen in meinem ganz persönlichen Drama.

Bis eines Tages alles zusammenstürzte: kein tränenreicher Abschied, keine Szene, nur ein Zettel mit ein paar Worten – und sie war fort; verheiratet mit einem Bankier im Mittleren Westen. Sie hatte doch mehr Verstand, als ich ihr zugetraut hatte. Zwei Tage darauf kam der Kündigungsbrief von der Zeitung. Ich war arbeitslos.

Ich merkte, wie mir die Großstadt auf den Nacken rückte. Ich suchte Arbeit, die mir entsprach – umsonst. Ich wanderte von Redaktion zu Redaktion. Ich schrieb Kurzgeschichten; niemand wollte sie drucken. Die Großstadt – kalt und erbarungslos – hielt mich in ihren Klauen. Panik erfaßte mich. Ich konnte meine Miete nicht bezahlen. Nur nicht wieder Schubkarren schieben! Schließlich ging es nicht weiter; ich mußte zurück zum Bau, aber es war zu spät. Ich war halb verhungert und konnte kaum einen Spaten heben. Mit dem letzten gepumpten Dollar kaufte ich Schwarzbrot und Heringe, schleppte mich mühsam sechs Treppen hoch und schloß mich in mein Zimmer. Ich wollte keine Menschen sehen. Ich hatte Angst, auf die Straße zu gehen. Angst vor dem lärmenden Getriebe, Angst vor meinen Hauswirten – Angst vor meiner eigenen Verzweiflung.

Ich verließ New York in tiefster Ehrfurcht und mit Schrecken, doch ohne Haß, kehrte zurück in meine kleine Heimatstadt, wurde Holzhacker, Schriftsteller und Dramatiker. Elf Jahre verstrichen, bis mich mein Weg zurück nach New York führte.

## Sinnbild der Versuchung

Mein zweiter Ansturm auf New York war anders, aber nicht weniger lächerlich als der erste. Ich hatte nach vielen Fehlschlägen einen erfolgreichen Roman „Tortilla Flats“ geschrieben. Die Tantiemen rollten herein und erschienen mir gewaltig. New York war ein passender Hintergrund für solchen Reichtum, doch ich zitterte vor der Zukunft. Würde ich je wieder zu meiner bisherigen bescheidenen Lebensart zurückfinden?

Das erstmalig war New York das Sinnbild der Enttäuschung, diesmal das der Versuchung. Ich kam mir vor wie der heilige Antonius – Versuchung drohte an jeder Ecke, drohte und lockte. Als ein neuentdeckter Autor wurde ich in gewissen Kreisen gefeiert, mit Einladungen überschüttet, fürstlich bewirtet. Kaum fing ich an, mein neues Leben zu genießen, so kämpfte ich dagegen mit Händen und Füßen. Luxus und Sündhaftigkeit schienen mir identisch. Die Versuchung mußte im Keim erstickt werden. So machte ich denn mir und der Welt vor, daß ich New York verabscheue, und sehnte mich zurück nach meinem friedlichen Heim im Westen, nach Bratwurst, Bohnen und Bier.

Zurück an der Westküste, baute ich ein neues Haus, samt Chevrolet und kaum merklichem Aufschwung im Komfort. Mit ansteigenden Tantiemeingängen mußte ich mehrmals geschäftlich nach New York, doch blieb ich meiner Rolle getreu, spielte mich auf wie ein Mitglied der Heilsarmee in einem Bordell – entsetzt, aber fasziniert.

Eine Frau war daran schuld, daß ich schließlich doch in New York Fuß faßte. Zurückdenkend muß ich zugeben, daß fast jede wichtige Entscheidung meines Lebens von einer Frau beeinflusst war. Selbst in meiner lächerlichen Tugendfaselei ging ich nicht so weit, das weibliche Geschlecht in das Sündenregister einzubeziehen. Luxus war tabu, aber jenem teuersten Luxuswesen, der Frau, war ich nicht gewachsen. Ich zog in ein Appartement in East 57th Street – immer noch von alten Vorurteilen erfüllt. Das Wohnzimmer meines neuen Heims blickte auf einen grauen Fleck Erde, den ich Garten nannte. Zwei Ailanthenbäume behaupteten sich triumphierend in der ruß- und stickstoffgefüllten Atmosphäre und drehten der Großstadt eine lange Nase. Sonderbar – dachte ich wirklich, ich könnte in New York leben und New York vermeiden? Ich säte Gras in meinem Stückchen Garten, zog Tomaten in Blumentöpfen, versenkte mich in meine kleine Welt und ignorierte alles andere. Aber eine Verschwörung war am Werk. Langsam und kaum merklich wurde ich mir der Leute in meiner Straße bewußt. Der Schlachter, der Zeitungsverkäufer, der Mann im Weinladen, sie alle wurden aus bloßen Kulissen – aus Feinden – zu Menschen. Es war ein mystisches Erlebnis: zuerst eine Periode der unbewußten Assimilation; dann mit einemmal die Erleuchtung. Es war in Third Avenue. Über mir dröhnte die Hochbahn. Schnee und Kehricht lagen kniehoch in der Gasse. Ein eisiger Nordwind fegte hartgefrorene Papierfetzen über das Pflaster. Als ich stehen blieb und müßig in ein Schaufenster blickte – wo eine Kautschukpuppe mit elektrisch betriebenen Gliedern sich langsam im Kreise drehte –, da geschah es. Etwas platzte in meinem Gehirn, ein Licht ging auf, eine blitzartige Empfindung: „Mein Gott! Hier gehöre ich her! Ist das nicht wundervoll?“

Alles wurde klar. Die Gesichter der Vorübergehenden prägten sich mir ein. Ich kannte jede Haustür, jeden Treppenaufgang; die Geraniumtöpfe hinter rußgeschwärzten Gardinen grüßten mich wie alte Freunde – wie schön war das alles –, und ich war ein Teil davon – kein Fremder mehr –, ich war New Yorker!

Es mag Menschen geben, die sich kampfund mühelos nach New York hineingefunden haben, aber fast alle, mit denen ich darüber sprach, mußten eine Art Probezeit grausamster Folterqualen bestehen.

#### Einer von vielen

Ein junger Mann in einer kleinen Stadt ist wie ein Frosch in einer Pfütze; er braucht nur mit den Füßen auszuschlagen, um seinen Nachbarn mit Kot zu bespritzen. Er kann sich bemerkbar machen. Er ist bekannt, man kennt seine Familie. Sein Fortgang wird mit wohlwollendem oder böswilligem Interesse verfolgt, jeder seiner Schritte beobachtet. Dann kommt er mit großen Erwartungen in die Großstadt – und fällt wie ein Tropfen ins weite Meer. Er hofft die Großstadt zu erobern, doch sie verschluckt ihn mit Haut und Haar und kriegt nicht einmal Magenschmerzen; das ist ein harter Schlag für sein Kleinstadt-Ego. Der Riesenorganismus, der ihn umschlingt, erfüllt ihn mit Haß, und die Menschen, die über ihn hinwegsehen, mit Abscheu.

Bis der Tag kommt, da er lernt, sich einzuordnen und die Großstadt anzuerkennen, statt gegen sie zu kämpfen – und er entdeckt, daß es in der Welt nichts Schöneres gibt, als im Schatten der Millionen sein eigenes Leben zu leben. Sein Selbst-



In der Ägyptischen Abteilung des Metropolitan Museum of Art

gefühl geht im Dunst auf. Er wird einer von vielen. Ist er stets nach neuester Mode, mit höchster Eleganz gekleidet? Hunderttausende sind eleganter. Ist er in Lumpen? Es gibt eine Million zerlumpter Menschen. Ist er groß und schlank gewachsen? Die Großstadt ist voll von großen, schlanken Männern; oder klein? Die Straßen wimmeln von Zwergen. Ist er häßlich? Zwanzig greuliche Grimassen starren ihn an; oder schön? Die Konkurrenz ist überwältigend. Ist er ein Genie? Die Straßen einer großen Stadt sind mit Genies gepflastert. Er trägt eine Toga auf der Straße – wird das Aufsehen erregen? Keine Spur! In der nächsten Gasse spaziert ein Mann im Tigerfell. New York City gleicht keiner anderen Großstadt. Es hat nicht den Charakter von Los Angeles oder Paris und vereint doch alle Eigenheiten der Welt. New York ist die Welt. Hier kann ein Mensch verrotten – aber nie sich langweilen.

New York ist eine schmutzige, häßliche Stadt. Ihr Klima ist ein Skandal, die Politik ein Kinderschreck, der Straßenverkehr heller Wahnsinn, die Konkurrenz mörderisch. Und doch – wer einmal in New York zu Hause war, findet nie wieder einen anderen Platz in der Welt gut genug. In New York ist alles konzentriert: Bevölkerung, Theater, Kunst, Literatur, Verlagswesen, Handel, Import, Mord, Betrug, Reichtum und tiefstes Elend – etwas von allem. New York ist unermüdlich; Energie liegt in der Luft. Man kann dort länger und intensiver ohne Erschlaffen arbeiten als irgendwo anders.

#### Und doch die schönste der Welt!

Ich wohne in einem kleinen Haus mit einem netten, kleinen Garten auf der Ostseite New Yorks. Meine Nachbarschaft ist mein Dorf. Ich kenne alle Ladenbesitzer und viele der Nachbarn. Manchmal komme ich wochenlang nicht aus meinem Dorf heraus. Es ist ganz wie ein Dorf, bis auf eines – die Leute stecken ihre Nase nicht in meine Angelegenheiten. Niemand kehrt sich darum, wann wir kommen oder gehen. In unseren vier Wänden sind wir ungestört wie am Nordpol. Manchmal gehen wir um acht Uhr abends schlafen, manchmal um acht Uhr morgens. Wenn wir des Zuhausesitzens müde sind, essen wir im Restaurant, gehen ins Theater, tun, was uns einfällt – keiner kümmert sich darum. Weil es in New York viele Tausende Berühmtheiten gibt (eine unerfreuliche Entdeckung für so manchen gefeierten Star aus Hollywood), leide ich nicht darunter, daß ich selbst als eine Art Berühmtheit gelte. Besuch kommt niemals unangemeldet, dafür sorgt das Telefon – eine hochzivilisierte Einrichtung.

Jeder New Yorker begründet seine Liebe für New York in seiner Weise. Einer meiner Bekannten behauptet, er könne es woanders nicht aushalten, denn wenn er nachts nicht schlafen kann, geht er ins Kino – und nur in New York schließen die Kinos die ganze Nacht nicht. Es gibt viele Gründe – einer so gut wie der andere, aber eines ist sicher: Wer einmal in New York gelebt hat, kehrt immer wieder zurück. Nach jeder kurzen Abwesenheit fühlt man: Gott sei Dank! Wieder zu Hause! In New York steht die Welt offen – eine Welt voll Laster und Herrlichkeit. Kann man mehr verlangen?

Fotos: Robert Lebeck – Bavaria

## Ulrich Schamoni beendete die Dreharbeiten zu seinem zweiten Spielfilm „Alle Jahre wieder“

Mit einer Pop-Schallplatte, einer veragten Version des deutschen Weihnachtsliedes „Alle Jahre wieder“, interpretiert von seinem Filmteam, Schauspielern und Kritikern, überraschte der 27jährige Ulrich Schamoni seine Freunde zu Beginn der Dreharbeiten für seinen zweiten Spielfilm „Alle Jahre wieder“. Pop, Grotteske und makabren Humor liebt der Jüngste aus der Schamoni-Dynastie über alles; mit hellwachem Köpfchen erspürt er blitzschnell den Hintersinn einer Situation, gewinnt dem Banalen wie dem Tragischen noch einen Moment der Ironie ab, erreicht dadurch eine Distanz zu den Dingen und entgeht der Gefahr, in Problemen hilflos zu ersticken. Seine Nonchalance und Unbekümmertheit mögen im ersten Eindruck oberflächlich wirken, sind aber in Wirklichkeit eine erfischend vitale Attitüde, hinter der sich eine gesunde und gescheite Einstellung zur Realität, ein blitzschnelles, optimistisches Fertigwerden mit Schwierigkeiten verbergen.

„Alle Jahre wieder“ hat Ulrich Mitte Januar, nach vier Wochen überaus hartem, unerbittlichem Pensum für Schauspieler und das gesamte Team, aber auch ohne sich selbst einen Moment zu schonen, abgedreht. Immer wieder ließ er Szenen wiederholen, weil ihm auch der fünfte Versuch noch nicht ganz gelungen erschien und ein sechster immerhin die Möglichkeit birgt, besser zu werden. Thema des Films: die Männer von Vierzig. Handlung: Ein vierzigjähriger Werbetexter macht in den Weihnachtstagen seinen traditionellen Besuch in der heimlichen Provinzstadt bei Frau und Kindern, von denen er seit Jahren getrennt lebt. Seine Freundin begleitet ihn, weil sie hofft, daß er mit seiner Frau endlich über die Scheidung sprechen wird und weil sie neugierig ist auf sein Milieu. Ort der Handlung: Münster in Westfalen. Zeit: heute, Dezember 1966. Der Filmkritiker Michael Lentz schrieb mit Ulrich zusammen das Drehbuch: der Stoff soll – nicht nur vom Hörensagen – äußerst autobiographisch sein. Ulrich Schamoni ist in Münster ebenso zur Schule gegangen wie der vierzigjährige Michael Lentz. Beide hatten im Sommer 1965 ein Filmsujet im Kopf, das in Münster spielt, und bei der gemeinsamen Arbeit am Szenario rückte mit der Zeit die Geschichte von Lentz immer mehr in den Vordergrund...

Alles wurde an den Originalschauplätzen in Münster gedreht. Und die Münsteraner sahen mit gemischten Gefühlen – halb Stolz, halb skeptische Ungewißheit – auf das Treiben des jungen Sohnes ihrer Stadt, an den sich viele noch persönlich erinnerten, der ihnen aber auch vor sechs Jahren ein nicht gerade schmeichelhaftes „literarisches“ Denkmal mit dem Roman „Dein Sohn läßt grüßen“ gesetzt hatte. Nun hatten sie ihn wieder in ihren Mauern: mit seinem Team belegte er vier Wochen lang ein ganzes Hotel (in dem auf diese Weise ein seit zehn Jahren dort auf ein Doppelzimmer abonniertes Kunden-„Paar“ leer ausgehen mußte), störte einen ganzen Tag den bürgerlich geordneten Betrieb im High-Society-Café unterm Bogen, wo ausgerechnet ein paar alkoholträchtige Szenen spielten, hinderte durch eifriges Drehen einige Kneipiers am letzten Tag des alten Jahres an rechtzeitigen Silvester-Vorbereitungen, brachte das Laufwerk der Kirchturmuhre – das war jedoch direkt das Verschulden der Arbeiter vom Elektrizitäts-

werk, die die Kabel falsch aneinanderschlossen – erst in den Rückwärtsgang und dann völlig zum Stillstand. Aber er brachte es auch fertig, daß ganz kurzfristig eine Bundeswehrkapelle extra für den Film antrat und ein zackiges Platzkonzert absolvierte. Der Oberbürgermeister hatte das arrangiert: er ist 41 Jahre alt und hat dieselbe Schule besucht wie Michael Lentz, war nur eine Klasse über ihm...

Münster, die Stadt, in der es entweder regnet, die Glocken läuten oder eine neue Kneipe eröffnet wird, in der nicht nur Filmkritik-Altvater Enno Patalas entscheidende Jahre und Augenblicke seines Lebens verbracht hat, ist nun Schauplatz eines jungen deutschen Films. Wird das, kann das gut gehen für die Münsteraner? Sie werden sich diese bange Frage noch eine Weile stellen müssen – bis zur Premiere von „Alle Jahre wieder“, die mit Sicherheit in Münster stattfinden wird. Fest steht jedoch, daß Ulrich Schamoni erstaunlich viel von der typischen Atmosphäre dieser Stadt eingefangen hat, nicht nur, weil er mit den Sitten und Gepflogenheiten dort genauestens vertraut ist, sondern weil er auch immer wieder flink improvisiert hat aus einer Stimmung oder Situation heraus. Und es ist erstaunlich, wie nahtlos sich diese Dinge dann zum Ganzen fügen.

Und dabei springt Ulrich mit seinen Schauspielern nicht immer sehr sanft um; seine Vitalität und Aktivität erscheint dem laienhaften Zuschauer oft unmenschlich. Dennoch machen sie alle mit, und fast immer mit Begeisterung. Selbst in der harten Nacht zwei Tage nach Silvester, als bei Regen, Schnee und eisigem Wind in einer ehemaligen Flakstellung bis morgens um 7 Uhr gedreht wurde. Nur kurz waren die zugestandenen Aufenthalte im geheizten Bunker, und draußen kreisten die Thermosflaschen voll heißen Tees mit Rum. Die Szenen, die dort gedreht wurden, waren ohnehin nicht gerade einfach, weil zum größten Teil Laien spielten: die „Clique“, langjährige Freunde schon aus der Jugendzeit der Hauptfigur des Films, des vierzigjährigen Werbetexters Hannes Lücke, erinnern sich mit ihm dort, voll des scharfen Alkohols, an ihre gemeinsamen Kriegserlebnisse, großen bündische Lieder und stolpern über die unwegsamen Hänge. Diese Clique hat Ulrich mit Freunden aus der Journaille besetzt – mit Ausnahme eines für solche Szenen prädestinierten Typs: Werner Schwier, der einen großen, erschütternd-tragischen Auftritt hat. Hauptdarsteller Hans-Dieter Schwarze, gebürtiger vierzigjähriger Münsteraner, heute vielbeschäftigter TV-Regisseur in München, nach 15 Jahren zum erstenmal wieder schauspielernd und nach 17 Drehtagen nicht gerade wenig strapaziert, ertrug die ständigen Wiederholungen der Szenen mit bewundernswerter Geduld und heftigen Nierenschmerzen. Sabine Sinjen, die die Freundin spielt, hielt sich ähnlich tapfer. Nur Ulla Jacobsson, die die Rolle der Ehefrau übernommen hat, saß derweil friedlich im Kreise ihrer Familie in Wien; sie wurde erst einige Tage später wieder gebraucht.

Soweit man es jetzt schon beurteilen kann, wird es sehr viel Humor und Ironie in dem Film geben, wird alles andere als eine Problemschnulze daraus werden. Denn der Satz, den Lentz und Schamoni in der Vorbemerkung zu ihrem Drehbuch verzeichnet haben – „Gewisse Situationen und Gepflogenheiten liefern nicht selten groteskes Material“ – hat sich bereits in vielen Szenen bewahrt.

Frauke Hanck

Welchen Schallplattenfreund freut es nicht, wenn er für sein Geld gute Aufnahmen bekommt? – In der sogenannten „ernsten“ Sparte der Plattenindustrie hat jedenfalls die Idee der Firma Eurodisc, Originalaufnahmen aus der UdSSR in Deutschland zu vertreiben, auch bei anderen Firmen neues Leben erzeugt. Die Leistungen, die auf Eurodisc-LPs dargeboten werden, sind jedenfalls schlagartig in den Spitzenrang gehoben worden, der bisher meist von den „älteren“ Gesellschaften besetzt war.

## Lyrischer Beethoven

Ganz hervorragend werden zum Beispiel die beiden Beethoven'schen Klavierkonzerte Nr. 2 (B-Dur) und Nr. 4 (G-Dur) von Emil Gilels interpretiert. Gilels wird von einigen Fachleuten zwar hinter Rußlands berühmtesten Pianisten, Swjatoslaw Richter, gesetzt – meiner Ansicht nach jedoch zu Unrecht. Denn sein glasklares, gestochenes Spiel bei diesen beiden Konzerten beweist seine gleichwertigen technischen Fähigkeiten. Und musikalisch sind die Interpretationen konsequent aus einer Kernidee heraus gestaltet: den melodischen Strukturen den Vorrang zu lassen vor dem bloßen Begleitwerk. Das heißt aber nicht, daß die Kompositionsstruktur der Konzerte etwa nicht durchsichtig dargeboten wäre – im Gegenteil: Gilels verfügt über so vielfältige Abstufungsmöglichkeiten im Anschlag, daß er überall dort, wo die linke Hand nicht bloß dienend eingesetzt ist, den begleitenden Läufen, Figuren und Melodien genausoviel Kraft leiht, daß das Gefüge überschaubar, die Hauptmelodie jedoch nicht geschwächt wird. Besonders die Solokadenzen verdeutlichen das. Was diese Platte zu solch einem großen Genuß für den Beethovenliebhaber macht, ist der einheitliche – und besondere – Charakter, den Gilels und der Dirigent Kurt Sanderling jedem Konzert geben: dem mozartisch angehauchten B-Dur-Werk eine helle, klare Stimmung, dem lyrischen G-Dur-Konzert hintergründige poetische Versponnenheit – mit kraftvollen Akzenten Beethoven'schen Witzes im dritten Satz. Diese LP beweist: Gilels gehört in die Reihe der ganz großen Beethoven-Interpreten.

## Russische Folklore

Natürlich können in der UdSSR-Serie der Eurodisc auch russische Volksmusikstücke nicht fehlen: Auf der LP 74907 IU singt der Pjatnitsky-Chor, begleitet von der ihm angeschlossenen Volksinstrumentalgruppe, alte und neuere Volkslieder. Wer sie sich wie die sentimentale Chormusik der Donkosaken vorstellt, der irrt: Strahlend hart klingen die Stimmen; die heiteren Lieder packen den Hörer durch ihre lebendig schwingende Rhythmik, selbst dann, wenn sie unbegleitet bleiben; in den traurigeren verzichtet der Chor auf allzu gefühlsselige Momente und beschwört die Stimmung nur durch An- und Abschwellen und durch die eindrucksvollen Harmoniefolgen herauf. In den solistischen Partien wird die Melodie oft in eigentümlich orientalischer Weise verziert, so daß selbst einfache Melodien interessant erscheinen. Sogar ein primitiveres Lied wie „Feld, mein Feld“ bleibt durch die abwechslungsreiche Vortragsart noch reizvoll. Großartig sind die Steppenlieder, die uns in eine Stimmung versetzen, in der wir die Einsamkeit und Weite der Steppe zu fühlen scheinen. Für solche Lieder sind uns durch Belina und Esther Ofarim ja die Ohren geöffnet worden. So wird auch diese original-russische LP dem Folklorefreund ein Erlebnis sein können.

## Jazz-Chansons

Wer mehr für jazzartige Songs schwärmt, dem sei eine Reprise-LP empfohlen, die

über dem großen Erfolg von Sinatras „Strangers In The Night“ unverdient etwas in den Hintergrund gedrängt wurde: des gleichen Sängers „It Might As Well Be Swing“ (R 1012). Frankie-Boy wird hier wieder einmal von der Count Basie Band begleitet, und für beide hat auch diesmal Quincy Jones die Arrangements geschrieben, wie immer sparsam in den Effekten, aber höchst wirkungsvoll. Die Basie-Band, die überwiegend dienende Funktion hat, gibt ein wundervoll locker schwingendes Fundament zu Frankies Gesang, und die Flöte von Frank Wess, des Counts plinkende Klavierakkorde und die weich gestopfte Trompete Harry Edisons setzen improvisatorische Lichter in Ensemblespiel und Gesangspart. Frank Sinatras Melodie-stimme, von Quincy Jones stellenweise direkt in die Orchestrierung eingefügt, hat ihr volles Timbre wie eh und je, und immer wieder versteht es Frank, simple Liebeslieder wie Chansons zu gestalten. Und die Chansontexte wie „Fly Me To The Moon“, „The Good Life“ oder „Wives And Lovers“ bekommen eine Jazzfärbung, wie sie nur diesem Sänger eigen ist. Ganz besonders aber erfreut den alten Jazzer die zweite Strophe zu „Hello, Dolly!“, zu jenem Song also, mit dem vor zwei Jahren Louis Armstrong einen so großen Erfolg errang. Frankie huldigt in dieser zweiten Strophe dem großen Louis und freut sich über dessen verdienten Erfolg. – Nur eine Geste? – Bei einem Mann, der sich so in das Gefüge einer der „schwarzesten“ Swingbands einpassen kann, ist das unwahrscheinlich.

## „Kühler“ Meister-Jazz

Zum Schluß sei eine LP erwähnt, die ich wieder einmal beim Stöbern in den Ständen meines Schallplattenhändlers entdeckte, in denen die Scheiben zu herabgesetzten Preisen angeboten werden. Ich fand dort die Coral-LP „Jazz Best Coast“ (97010 LPCM), die einen Querschnitt durch die Leistungen von Westküsten- und Ostküstenbands gibt, die die Firma unter Vertrag hat oder hatte – daher der Titel. Von zwei Bigbands und drei kleinen Combos haben die Produzenten auf dieser einst berühmten Scheibe hier eine beschwingte, lockere und fröhliche Coolmusik vereint, die freilich nie ganz kühl ist. So ist „Joe's Blues“ vom Joe Newman Sextett durchaus warm und melodisch – und durch Connie Kays Beckenspiel auch rhythmisch sehr lebendig. Aber auch das Hal McKusick Quartet mit dem dezent, doch volltönenden Trompeter Art Farmer und die beiden Bigbands mit ihren mild swingenden Sätzen und den vielen eingestreuten Soloparts erstklassiger Musiker machen diese Platte reizvoll. Der „Cool“-Begriff trifft eben diese Erscheinungen des modernen Jazz nicht: den melodiosen Reichtum nicht, und die vielfältigen Variationen mit ihrer großen Palette von Einfällen ebensowenig. Als „kühl“ könnte man höchstens die bewußte Distanzierung von der Wildheit des rauheibigen Oldtime, des hektisch swingenden Boogie-Woogie-Stils und der Kompromißlosigkeit der Bebop-Phrasen bezeichnen. Aber wie „warm“ solches Spiel, wie lebendig es sein kann, das zeigt besonders die von vorn bis hinten durchimprovisierte Aufnahme von „Gone With The Wind“ des Al Cohn-Zoot Sims-Quintetts. Die beiden Tenorsaxophonisten, die der Gruppe den Namen geben, entfalten eine solche Fülle von Melodiebögen und verzahnen ihr Spiel so intelligent miteinander, daß man den Titel der LP nur bestätigen kann: Dies ist Jazz von der besten Küste.

Euer Meggs

# Liebe im Zementwerk

„Mädchen Mädchen“ - das Spielfilm-Debüt des Fotografen Roger Fritz

Mit Elan und Energie stürzte sich der begabte junge Münchner Fotograf Roger Fritz in das Abenteuer der ersten Spielfilmregie, deren Handwerk er in langen Jahren als Assistent von Luchino Visconti und Gian Carlo Menotti studieren konnte. Nach zwei - relativ unbekannt

gebliebenen - Kurzfilmen („Verstumte Stimmen“ und „Zimmer im Grünen“) wagte der Dreißigjährige den Sprung zum abendfüllenden Spielfilm. Noch dazu in völlig freier Finanzierung, mit erspartem und geliehenem Geld entstand „Mädchen Mädchen“, nach einem eigenen Buch von Fritz.

Ein Mädchen wird aus der Erziehungsanstalt entlassen, fährt per Zug und Anhalter in Richtung Elternhaus und landet zunächst in einem Zementwerk. In eben dem Werk, wo sich die Vergangenheit

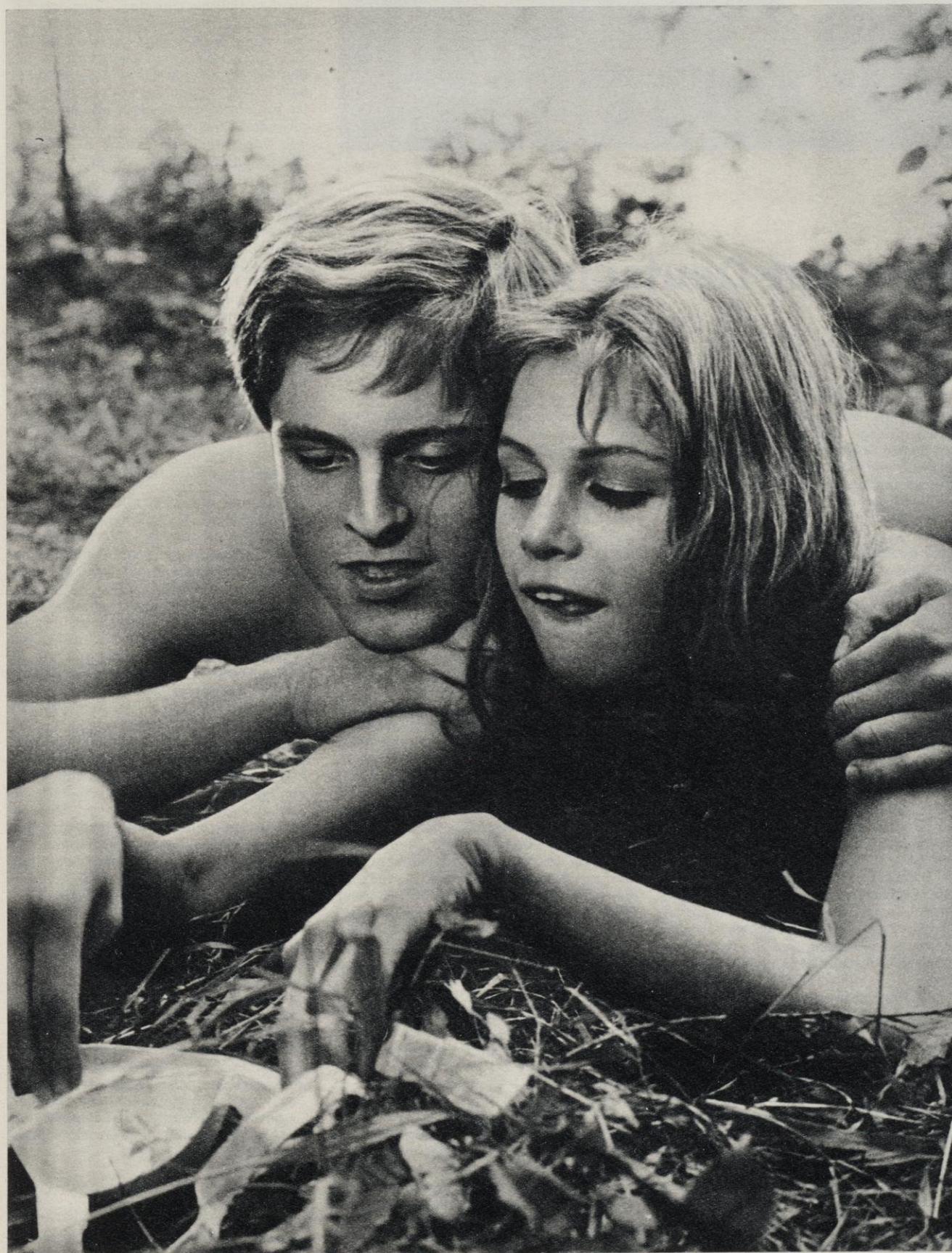
des minderjährigen Mädchens Angela abgespielt hat. Dort hat sie nicht nur gearbeitet, sondern auch mit dem smarten Chef das herrschaftliche Bett im großbürgerlichen Gutshaus geteilt. Das Vergewaltigte wurde rufbar, die Eltern zeigten den bösen Verführer ihrer Tochter an. Der Chef kam ins Zuchthaus, das Mädchen dorthin, wo ihm der rechte Weg zu einem sinnvollen Leben gewiesen wurde. Nun steht Angela wieder auf dem Werksgelände, völlig ohne Sentimentalität, ein bißchen Verachtung und einen Hauch

herber Melancholie und Resignation im Blick. Der Junior spricht sie an, er leitet für seinen noch „sitzenden“ Vater das Werk...

So beginnt der von den bisher bekannten Arbeiten junger deutscher Regisseure spielerischste Film. Es gibt herrliche Sequenzen vitaler, ungekünstelter Fröhlichkeit: das beginnt gleich am Anfang mit der Fahrt im Lkw, dessen Fahrer angesichts der nicht zu übersehenden weiblichen Reize der 17jährigen Angela sein spontanes Gefühl in einem wilden Lachen kompensiert, setzt sich im weiteren Verlauf des Films fort in ausgelassenen Läufen und Verfolgungsjagden durch den Wald, in lustigen Tollereien durch die gigantischen Werksanlagen, in Kissenschlachten, in den verrückten Tänzen in einem Beat-Lokal - alles das von Klaus Königs Kamera frisch und frech eingefangen. Das Lebensgefühl der heutigen Jugend, diese merkwürdige Mischung aus fast fatalistischem Sichttreibenlassen und oft verzweifelterm Suchen nach einem Ziel, ist Roger Fritz sehr gut vertraut. Das spürt man besonders im ersten Drittel des Films, das mit Intensität und gedanklicher Konsequenz gestaltet ist, im Sinne der Dramaturgie beschreibend, impressionistisch sein muß. Doch wenn der Zeitpunkt kommt, wo das Thema analysierend abgeklopft, wo es auf seine Bestandteile untersucht und Stellung bezogen werden muß, weicht Fritz in Szenen und Einstellungen aus, die nur noch eine - wenn auch sehr reizvolle - optische, jedoch keine dramaturgische Funktion haben. Etwa von der Mitte ab hat der Film Längen, beginnt er sich zu wiederholen, können die jungen Leute noch so attraktiv durch Wälder und über Stock und Stein laufen - man sitzt im Kinossessel und wartet ärgerlich nervös darauf, daß das, wovon schon so lange die Rede ist, endlich eintreffe: die Rückkehr des Chefs aus dem Zuchthaus. Denn das Mädchen hat sich inzwischen in den Junior verliebt und schläft wieder in einem - wenn auch diesmal anderen - Bett des Herrschaftshauses, sehr zum Verdruß der Haushälterin, die schon früher ihrem Herrn des Nachts zu Diensten war und seit kurzem dem Junior den Weg ins erotische Leben wies. Wenn der Chef dann endlich kommt, wie ein Reserve-Bond aus dem Südseeurlaub, seinen Sekretärinnen über die Haare streicht und das Mädchen Angela auf die Stirn küßt, als sei nichts gewesen, dann wird der Film nicht nur fatal, sondern äußerst peinlich, weil jeglicher Bezug zur Realität fallengelassen wird, weil nichts mehr stimmt - oder alles so stimmt, wie weiland in Papas Kino, wo Traumfabrik zur Wirklichkeit erklärt wurde. Was realistisch begann, endet in Illustriertenklišees. Das ist um so bedauerlicher, als dieser Film bewußt - und das ist absolut sympathisch und gut - auf avantgardistische Ambitioniertheit von vornherein verzichtet und nur eine einfache Geschichte erzählen will, wie sie heute Tausenden junger Mädchen passiert. Konsequenter durchgeführt ist einzig die Figur der Angela. Sie ist ein Mädchen, das genau weiß, was sie will: im Leben das tun, was einem gefällt, dabei aber keine krummen Touren machen, sondern ehrlich gegen sich selbst bleiben und sich keinesfalls von den Sitten und Gewohnheiten einer morbiden Gesellschaft mißbrauchen lassen. Sie zieht ihre Konsequenzen und reißt ab, weil sie die Verlogenheit nicht mitmachen kann. Die herrlich unroutinierte Helga Anders spielt diese Rolle mit so viel Intensität, Unbekümmertheit und natürlichem Charme, daß es einem gelegentlich den Atem verschlägt.

Frauke Hanck

Helga Anders und Jürgen Jung in einer Szene des Films „Mädchen, Mädchen“.





## Drei Tage bei Sing-out-Deutschland

**W**ilder Trommelwirbel. Marschrhythmus. Durch die Bad Godesberger Stadthalle springen in Kompanie-Formation hundert junge Idealisten. Die Jungen in blauen Kombinationen, die Mädchen einfarbig. Blau, weiß, gelb, rot. Amerika-Look. Colgate-Lächeln.

Aber „die Gemeinde, die vorwärtsdrängt“, singt ja schon längst. Und wie ein Mann ist das Publikum aufgesprungen. In meiner Reihe sitze ich allein. Denn man singt „Einigkeit und Recht und Freiheit“. Immerhin nur den dritten Vers, als wenn die ersten beiden in diese Show nicht hineinpaßten. Sie passen natürlich hinein in den Neo-Nationalismus, der sich heute unter dem Deckmantel eines Patriotismus ausbreitet: „Ost und West, sie warten drauf: Welches Ziel hat Deutschland heut?“ Deutschland, der Nabel der Weltgeschichte.

Aber bis zu diesem Song sind wir noch nicht gekommen. Zunächst lädt man uns ein zu einer Fahrt mit dem Sing-out-Express, in rasendem Tempo „auf der schwäbischen Eisenbahn“. Drei singende Schwestern reichen ihre Portion Patriotismus als Idyllik deutscher Heimatschulzen.

Mittlerweile sind die Leute neben, vor und hinter mir in Fahrt gekommen, machen die Hände frei und klatschen mit. Fünfhundert junge und auch viele alte Leute lassen sich berauschen von exaktem Swing und psychologisch gut überlegter Massenchoreographie.

Die Scheinwerferbatterien blenden auf zur Ausgabe der politischen Parole: „Schon seit langer Zeit ist die Mauer. Doch sie muß eines Tages fort. Denn dort drüben sind Menschen wie du und ich, und sie wollen die Freiheit.“ Und eine Blockflöte lockt verführerisch, mitzuträumen vom Verfall der Mauer.

Ja, hier sind die großen Mauerstürzer. Vorher schon hat mich einer von ihnen, sechzehn Jahre alt, angestrahlt: „Wir wollen die Leute dort drüben, diese Kommunisten, bekehren. Wir zeigen ihnen die bessere Welt. Ja, irgendwer hat mir

erzählt, der Moskauer Rundfunk habe bereits gesagt, daß wir die größte Gefahr für die Sowjetunion darstellen.“ Und sein Kamerad, voll Lampenfieber für den Auftritt, ergänzt prophetisch: „Wir werden auch in die Sowjetzone einreisen dürfen. Sie müssen uns das einfach erlauben.“

Noch dabei, mich an diese törichten, von der Sing-out-Ideologie verordneten Redensarten zu erinnern, braust es bereits wie Donnerhall: Das neue Lied auf den Menschen. Nein, dieser Mensch hat keine Probleme. Der kennt nicht Notstand und nicht Vietnam: Der kennt nur seine „Größe“. Die Augen der hundert Sänger glühen enthusiastisch während der Hymne auf die Vergottung des Menschen: „Ein Hoch auf die Menschen, das Beste, was es gibt.“

### Zersetzende Pazifisten

Sie schwärmen für das ganz Große („Etwas Großes wird kommen“), und sie sehen sich schon wieder als Jeanne d'Arc, jene Heldin, die Frankreich befreite. Linda Blackmore, die Amerikanerin, wird zum Gottesmädchen: „Heute brauchen wir Millionen, die wie Johanna bereit sind, ihr Leben für Gottes Ordnung in der Welt einzusetzen. Ich bin Studentin. Ich habe mich entschieden, das zu tun, was Gott von mir will.“

Natürlich, Gott ist auf ihrer Seite. Und alle anderen sind die Teufel dieser Welt. Zersetzende Pazifisten nennt man sie. Jene, die gegen die Zustände der Welt protestieren. Jene, die in den USA Teach-Ins und Sit-Ins veranstalten, denen heute die Zentren des Widerstandes gegen den Krieg in Vietnam durch Bomben in die Luft gejagt werden.

„Sing-out-Deutschland“ kennt solche Probleme nicht. Es ruft nur sein „Tu was Großes, bleib nicht stehn, lauf und fang den Wind“. Es singt vom Großen und Herrlichen. Und jedes Lied kann auch ein junger HJler gesungen haben.

Noch leicht benebelt von diesem Rausch, von dieser Kunst der Verführung, besuche ich am nächsten Morgen Dieter von Holst, Manager der Moralischen Aufrüstung in Deutschland. Das gleiche Strahlen auf dem Gesicht wie bei seinen „Jungen“. Die gleichen Phrasen.

1938, so erzählt er, hat einmal ein großer Mann eine große Idee gehabt. Frank Buchmann hieß er, und er machte die erste Ideologie gegen den Kommunismus. Und als dann Deutschland zertrümmert war, sagte sich Buchmann als erster an, den Deutschen den Antikommunismus einzutrimmen. Christliche Demokraten wie Adenauer, viele Wirtschaftsführer waren gleich mit dabei. „Einsatzgruppen“ schickte man ins Ruhrgebiet, und in Bonn installierte sich die „Gemeinschaft der Freunde der Moralischen Aufrüstung e. V.“

Das Bankkonto wurde größer, ins Schulungshauptquartier Caux in der Schweiz wurde, was Rang und Namen hatte, geschleust. Aber eines schaffte man nicht. Man kam nicht an die Jugend heran. Aber auch dafür wurde das Mittel gefunden, als Anfang des Jahres 1966 150 junge Amerikaner als „Sing-out 66“ auf Vierwochen-Tournee geschickt wurden und die deutsche Jugend mit wahrlich perfekter Show zu den großen Taten der Moralischen Aufrüstung verführen sollten.

Das glückte in zwanzig Städten, wo sich deutsche Sing-out-Gruppen bildeten. Aus ihnen machte man eine feste Truppe, die nun seit Wochen in den größten Sälen deutscher Städte auftritt.

### Was wollen sie?

Was sie eigentlich wollen, frage ich den so glücklich lächelnden MRA-Mann vor mir: Und schon läuft das Schema ab, das mir die sechzehnjährige Schülerin, der zwanzigjährige Industriekaufmann und alle Informationsblätter verkünden. Haben sie alle das gleiche auswendig gelernt?

„Sing-out-Deutschland will unser Volk und die Welt moralisch aufrüsten. Ich glaube, daß wir Christen – und ich bin einer – uns zu kleine Ziele gesteckt haben. Aber Deutschland hat der Welt viel zu sagen. Denn unser Ziel ist größer als das des Kommunismus und des Radikalismus. Wir wollen lauter sprechen, lauter für Werte der Freiheit als jener moralische Pazifismus, der weiß, was Recht und Unrecht ist, der aber nicht den Mut hat, für das Recht einzutreten.“

Stimmt das wirklich, frage ich, hat ein Ostermarschteilnehmer keinen Mut? Kennen Sie überhaupt die deutschen Protestsänger? Sie sind doch so für Mut und Einsatz – meinen Sie, daß einer dieser Sänger gegen den Krieg bei Ihnen auftreten könnte?

v. Holst gibt wenigstens zu, noch kein Protestsong-Konzert gehört zu haben. Aber hineinpassen werden sie wohl kaum: „Wir wollen nicht protestieren, sondern wir wollen für etwas demonstrieren. Es ist leicht, das Böse zu verneinen; es ist viel schwerer, ein positives Ziel zu stellen und die Menschen dafür zu gewinnen.“

### Protest für etwas

Ein anderer aus dem MRA-Arbeitsstab leistet sich bei der gleichen Frage einen typischen Versprecher: „Wir wollen nicht gegen etwas protestieren, sondern für etwas.“ Protest für etwas – man überlege sich diese verblasene Logik.

Also, human will man schon sein. Aber eben nur unter Einschränkungen. Es ist ja so viel gefährlicher, für eine Ideologie zu streiten, die gerade die Bundesrepublik beherrscht. Was für ein Risiko hat sich da „Sing-out-Deutschland“ aufgebürdet!

An den Menschen glauben sie, human wollen sie sein. Wie steht es dann mit den Bombenteppichen auf Nordvietnam? Die Antwort von Holsts ist parat: „Wir sind überzeugt, daß Amerika dort die Freiheit verteidigt, weil es von Südvietnam gebeten wurde.“ Während amerikanische Politiker wenigstens noch zugeben, daß es weniger um die Freiheit als vielmehr um einen Machtkampf geht, hat die MRA ihre Phrasen gleich parat. Sing-out rechnet sich sogar als ganz großen Erfolg in den USA an, den Amerikanern ihre Protestgesinnung angeblich ausgetrieben zu haben: „Auch in den entscheidenden politischen Fragen hat sich die Haltung vieler Amerikaner völlig gewandelt. Im Wahlkampf der letzten Wochen für den Kongreß spielte die Frage Vietnam – im vorigen Jahr heißumstritten – keine Rolle mehr, weil das amerikanische Volk in seiner Mehrheit heute für die Verteidigung der Freiheit in der Welt eintritt.“ So schreibt der MRA-Informationsdienst am 14. November 1966.

### Aktionsprogramm

„Sing-out-Aktionsprogramm der Moralischen Aufrüstung Ruhrjugenddorf Meisenhof“ steht in roten Lettern auf



Fotos: Walter Marr

dem Wegweiser. Von der Hauptstraße ab durch zwei steinerne Torpfeiler. „Durchfahrt verboten“ und „Unbefugten Zutritt verboten“. Eine Art Siedlung tut sich auf, schmutziger Ruhrbarock. Und wieder ein Sing-out-Zeichen. Es weist in ein Areal von zwölf Wohnhäusern, einem Wirtschaftsgebäude mit Proben- und Speisensaal, einem Verwaltungsgebäude und einem Schwimmbad.

Günther von Holst will ich sprechen, den Leiter des Ruhrjugenddorfes Meisenhof. In seiner Residenz, dem Haus Allgäu, finde ich ihn. Er gibt mir zwei junge Mitarbeiter auf den Weg, die mich über das Schulungslager von „Sing-out-Deutschland“ informieren sollen.

Schulungslager – Sie haben richtig gelesen. Hier wird die deutsche Sing-out-Jugend getrimmt, ideologisch auf Vordermann gebracht. Man nennt solche Schulungen „Konferenzen“. Man spricht über die Moralische Aufrüstung und übt sich in „Ordnung“ und Antikommunismus.

Hier lernen die jungen Deutschen, die für ein halbes oder ein ganzes Jahr in das Unternehmen einsteigen, ihre vier Grundsätze: absolute Ehrlichkeit, absolute Reinheit, absolute Selbstlosigkeit, absolute Liebe. Alles also wird absolut gesetzt, und den Bomben in Vietnam wird angesichts der „absoluten Liebe“ Recht gesprochen. Aber die vier Grundsätze, sagen meine jungen Begleiter: „sind in der Bibel verankert. Wir haben sie uns absolut gesetzt, um möglichst nahe heranzukommen.“

Ich kann mich nicht enthalten. Mich interessiert, was in unserer Zeit „absolute Reinheit“ bedeutet. Nun, der eine drückt um den heißen Brei herum: „Ich glaube, daß Gott mir die Kraft gegeben hat, die Triebe zu beherrschen.“ Der andere aber bekennt mit erwünschter Deutlichkeit: „Voreheliche Beziehungen werden bei uns abgelehnt. Offiziell natürlich auch.“ Glücklicherweise habe auch noch niemand so etwas Verwerfliches versucht. Dafür baut man vor. Die Jungen nämlich sind von den Mädchen durch einen großen Hof abgetrennt. Abendliche Besuche sind nicht gern gesehen. Moralische Aufrüstung macht ernst mit dem Moralin. Die Spießertugend gesellt sich dem politischen Klischeedenken hinzu. Hier mumifiziert sich das 19. Jahrhundert. Der Meisenhof markiert die letzte Festung vergangener Moral.

Wie aber ist die Moralische Aufrüstung überhaupt an diesen Meisenhof geraten? Ich frage meine Gastgeber: „Vor einigen Jahren war das hier ein Dorf für junge Berglehrlinge. Jetzt hat uns der Besitzer, die Klöckner-Werke, auf unbestimmte Zeit das Dorf überlassen. Ja, die tragen sogar einen großen Teil der Unterhaltungskosten, zum Beispiel die ganze Heizung und auch die jetzt beginnende Renovierung.“

„Bergtrat Kayser“, erzählte mir Dieter von Holst, „war tief beeindruckt von „Sing-out-Deutschland“. Er hat aus stärkster Überzeugung für uns entschieden.“

Bergtrat Kayser ist der zuständige Direktor.

Bergtrat Kayser wußte, was er unterstützte. Genau, wie die vielen anderen Firmen der Industrie, die ihr Scherflein beitrugen, allen voran das Volkswagenwerk. Sie schenkten Autos und spendeten Geld.

Denn schließlich – die Tournee kostet viel Geld. Man rechnet mit Tagesunkosten zwischen fünf- und siebentausend Mark. Und selbst dieser Satz wäre noch höher, lebte man nicht von offenen, indirekten Subventionen.

#### Hilfstruppen

Nach drei Tagen „Sing-out-Deutschland“ war es an der Zeit, sich um die Hilfstruppen im Hintergrund zu kümmern! Zweifellos, es gibt von ihnen genügend. Denn was hier getrieben wird, paßt ins gesellschaftliche und politische Konzept.

Die Industrie ist bereits genannt worden. Interessant, wie man sich bedankt. Die jungen Leute singen nämlich auch ihr „Kumpellied“. Dem Bergmann wird Trost zugesprochen, aber an den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen übt man keine Kritik. Das Schlafpulver wird sorgsam, mit viel Gefühl ausgestreut: „Nein, der Kohlenpott, der ist nicht abserviert! / Und es hat sich selbst der Kumpel hier geirrt! / Denn das Stärkste, das ihn weiterträgt, / Ist das Herz, das in ihm selber schlägt.“ So werden Probleme gelöst.

Viel Spaß an „Sing-out-Deutschland“ hat natürlich auch die Springer-Presse. Die neue „Bewegung“ wird von „Welt“ bis „BILD“ in den Himmel gehoben. „Welt am Sonntag“ begeistert sich: „Das ist eine Idee. Wenn ich Kinder hätte, und sie wären wie diese Jugend da vorn, ich wäre stolz auf ihre Ideale und ihr Engagement. Ich hätte das Gefühl, daß sie wohlgeraten sind“ (13.11.1966). Weniger auffällig, dafür um so erfolgreicher engagiert sich die Bundeswehr für

Sing-out. Der „Rheinische Merkur“ lobte, in seiner Hymne, „daß die Bundeswehr den Wert des Sing-out längst erkannt hat. Die Bundeswehr läßt die Sing-out-Gruppen nicht nur in den Kasernen vor den Soldaten auftreten, sondern unterstützt sie auch anderweitig, besonders durch Transportmittel.“

Und BILD triumphierte: „Das neue Sing-out-Kampffeld: Die Bundeswehr. Die erste Station: das Pionierkorps in Minden. Man tritt in allen Korps auf, sogar im Starfighter-Hangar Büchel.“

Was der „Rheinische Merkur“ andeutete, bestätigt die Leitung der MRA: Für die Kosten dieser Konzerte kommt meistens die Bundeswehr auf. Außerdem stellt sie bereitwillig ihre Kraftfahrzeuge für den Transport zur Verfügung. Auch anderswohin. Ein großer Teil der Ausstattung des Meisenhofs stammt aus Lagerbeständen der Bundeswehr. Sicherlich am richtigen Platz ist die ganzseitige Anzeige der Bundeswehr im Programmheft.

Eigentlich ahmt die Bundeswehr damit aber nur nach, was in den USA schon längst geschieht. Auch dort läßt die Armee die „Sing-out-Truppen“ offiziell ein, auf den Flugzeugträger Independence beispielsweise oder nach Fort Benning, wo die Infanterie für den Einsatz in Vietnam ausgebildet wird. Sie sorgen für die geistige Munition. In Südkorea haben sie die GIs bereits an ihre hehre Aufgabe erinnert. Südvietnam steht auf dem Plan. Die Bundeswehr untersteht der Bundesregierung. Und die hat noch andere Wege der Unterstützung. Als Kanzler Erhard die amerikanische Sing-out-Gruppe einlud, beteiligte sich die Bundesregierung bereits an den finanziellen Unkosten.

Das wird, so deuten die MRA-Manager an, fortgesetzt werden. Für eine Auslandstournee rechnet man mit Hilfe. Gelder aus dem Bundesjugendplan zu erhalten, das ist schon „eingefädelt“, gesteht mir ein leitendes Mitglied.

Indirekt wird das schon auf folgende Art und Weise praktiziert: Als ich beim Go-

desberger Konzert eine Arnberger Gruppe frage, wie teuer denn dieser Besuch sei, nennen sie einen Preis von vier Mark: „Den Rest haben wir aus den Landes- und Bundesjugendplänen.“

Verschiedene Städte haben bereits ihre Säle kostenlos zur Verfügung gestellt. Lehrer stellen ihre Schüler für das Sing-out-Erlebnis vom Unterricht frei. Für die Sing-out-eigene Reiseschule werden bereits Steuermittel mobil gemacht.

Es scheint weitgehend vergessen zu sein, daß Frank Buchmann, der Gründer der „Moralischen Aufrüstung“, deren Fortsetzung „Sing-out-Deutschland“ ist, dem Himmel gedankt hat für einen Mann wie Adolf Hitler, „der eine Verteidigungsfront gegen den kommunistischen Antichrist errichtet hat“. Wir wissen nur allzu schmerzlich, was daraus wurde: die Barbarei.

„Etwas Großes wird kommen“ – schwärmen die Sechzehn- bis Neunzehnjährigen. Etwas Schreckliches, etwas Gefährliches ist gekommen. Einer Jugend wird beigebracht, demokratische Formen wie die „Teach-Ins“ zu hassen, sich zu Handlangern des herrschenden Establishment zu machen und all das mit dem ganzen Idealismus ihrer jungen Jahre zu glauben. Man muß diese glänzenden Augen einmal gesehen haben, um den Schauer begreifen zu können, den diese perfekte Verführung eines Teils unserer Jugend bewirkt.

Rhythmus und psychologische Perfektion trimmen Jugend zu kalten Kriegern, zu blinden Gefolgsleuten bestehender Verhältnisse. Nicht Demokratie ist das Ziel, sondern Kadavergehorsam. Nicht mutige Kritik, sondern törichtes Jawohl-sagen. Das Ziel der Verführung ist, unter anderem, dieses: „Wir stehen hinter Ihnen, Herr Bonn“. So heißt es in einem Lied. Und das meint nicht Demokratie, sondern einige, bestimmte Kräfte.

Rolf-Ulrich Kaiser

# Kleine Geschichten vom großen Sport

Von Willy B. Wange

Auch unter den Profis gibt es Idealisten. Der dreifache Weltmeister im Querfeldeinfahren, Rolf Wolfshohl, trommelte für die internationale Querfeldein-Veranstaltung seines alten Vereins die gesamte Weltklasse zusammen. Er handelte dabei selbst bei Weltmeister Eric de Vlaeminck und anderen Stars erhebliche Beträge von der üblichen Gage herunter. Nicht genug damit, Wolfshohl ging noch zu finanzkräftigen Geschäftsleuten und schnurrte das Geld zusammen, das seinem Verein, trotz der Spende eines großen Kaufhauses, noch für die Veranstaltung fehlte. Am Ende fuhr er selbst noch mit. Ohne Gage. Profis scheinen manchmal die besseren Amateure zu sein.

Schlechte Nerven scheint der schwedische Slalom-Skiläufer Bengt-Erik Grahn zu haben. Bei den Ski-Weltmeisterschaften in Portillo (Chile) im Vorjahr führte er nach dem ersten Durchgang sensationell. Dann stürzte er im zweiten Lauf kurz vor dem Ziel. Der Trainer der französischen Skiläufer wettete jetzt in Berchtesgaden, daß Grahn, der wieder nach dem ersten Lauf haushoch führte, wieder nicht die Nerven zum Sieg haben werde. Der Franzose gewann seine Wette, denn der schwedische Unglücksrabe stürzte erneut und schied aus.

Nicht mit dem kurzen Gedächtnis unserer Zeitgenossen scheinen die Sportführer Italiens zu rechnen. Florenz will sich für die Olympischen Spiele 1976 bewerben und erhofft sich gute Chancen. Man glaubt an eine weltweite Zustimmung, um der von der Flutkatastrophe so schwer heimgesuchten Stadt zu helfen. Man vergaß dabei nur, daß die Entscheidung über die Vergabe der Spiele von 1976 erst 1970 fällt. Wer wird da noch an die Flutkatastrophe von Florenz denken?

Der Weltverband für Hochschulsport (FISU) wird dem Aufnahmeantrag der mitteldeutschen Studenten stattgeben. Diese Tatsache erinnert daran, daß dieser Verband zu einer Zeit, als der deutsche Sport noch geächtet war, als erster in Meran deutsche Sportler starten ließ. Damals war die Einladung allerdings nur durch einen Irrtum der Post erfolgt. Eingeladen waren nicht die Sportler von München, sondern von Monaco. Da aber die Schreibweise von München in einigen Ländern auch „Monaco“ ist, ging die Einladung an die Isar. Es ehrte die Studentensportler, daß man gute Miene dazu machte und beschloß, die Deutschen zuzulassen. Das war der erste Schritt des deutschen Sports in die internationale Arena.



Die 16jährige Monika Feldmann errang die Meisterschaft im deutschen Eiskunstlauf. Foto: Horstmüller

Eine Nachbar in München unter dem Namen „Royal Salon“ eröffnete Rudi Brunnenmeier, Mittelstürmer von München 1860 und Ex-Nationalspieler. Böse Zungen behaupten, er habe seinen Platz nur von vor nunmehr hinter die Bartheke gewechselt. Seiner sportlichen Form dürfte weder der eine noch der andere Platz sonderlich dienlich sein.

Die Selbstmörder sterben nicht aus. Kaum verunglückte Donald Malcom Campbell, Inhaber des absoluten Automobil-Geschwindigkeits-Weltrekordes und Weltrekorder im Motorbootfahren, auf dem Coniston-See tödlich, hat sich schon ein Interessent an seiner Nachfolge gefunden. Der schottische Autorennfahrer Innes Ireland fühlt sich dazu berufen, „das Werk Campbells“ fortzusetzen. Ireland bekam in der letzten Saison keine Verträge als Rennfahrer, weil er zu verrückt fuhr. Es kann also nur eine Frage der Zeit sein, bis sich der schottische Grand-Prix-Fahrer im Motorboot das Genick gebrochen hat. Vorausgesetzt, daß eine Firma noch einmal so dumm ist, für eine so sinnlose Rekordjagd etwa 2,25 Millionen D-Mark zu opfern. Denn so viel würde die Entwicklung eines neuen Rekordbootes für Ireland kosten.

„Verbrecher, Diebe, Betrüger!“, rief Boxmanager Fritz Wiene aus Hamburg, als sein Schützling in Köln nach großem überlegenen Kampf den Titel des Schwergewichtsmeisters Gerhard Zech nicht bekam. Wiene wurde jetzt vom Bund Deutscher Berufsboxer zu einer Geldstrafe von 5000,- D-Mark verurteilt. Da der Bund Deutscher Berufsboxer nur ein Zusammenschluß von Männern ist, die sämtlich am Boxgeschäft verdienen, mußte Herr Wiene bestraft werden. Wie kann man auch seinesgleichen mit solchen Schimpfworten belegen?! Selbst, wenn man vielleicht sogar recht hätte...

